Flore Vasseur

Kriminelle Bande

Flore Vasseur

Kriminelle Bande

Roman

Aus dem Französischen
von
Christian Driesen

HAFFMANS TOLKEMITT

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage, Juli 2014

© 2014 Haffmans & Tolkemitt GmbH,
Inselstraße 12, D-10179 Berlin
www.haffmans-tolkemitt.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile, sowie der Übersetzung in andere Sprachen.

Umschlaggestaltung: Studio Ingeborg Schindler.
Herstellung & Produktion von Urs Jakob,
Werkstatt im Grünen Winkel, CH-8400 Winterthur.
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen.
Druck & Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm.
Printed in Germany.

ISBN 978–3–942989–74–9

Nach außen ist die Welt grausam,
im Innern ist sie verrückt.

David Lynch

Es ist nicht zu glauben, wie das Volk, sowie es unterworfen
ist, sofort in eine solche und so tiefe Vergessenheit der
Freiheit verfällt, dass es ihm nicht möglich ist,
sich zu erheben, um sie wiederzubekommen.
Es ist so frisch und so freudig im Dienste, dass man,
wenn man es sieht, meinen könnte, es hätte nicht
seine Freiheit verloren, sondern sein Joch verdient …

Étienne de La Boétie,
Von der freiwilligen Knechtschaft, 1576

Meiner Rose,
in der Hoffnung, dass es ein paar Rätsel lüften wird.

Allen meinen Freunden.

Vorbemerkung

Dieses Buch ist ein Roman.

Es beruht auf Tatsachen.

Es war mein Anliegen, im Verlauf der Geschichte auf einige wesentliche Quellen zu verweisen, sei es in Berichtsform (Untersuchungen, Presseartikel), sei es in künstlerischer Form (Filme, Musik), und sie durch Flashcodes im Internet zugänglich zu machen. Auf diese Weise wollte ich eine Verbindung zwischen Text und Internet, zwischen Fiktion und »Realität« herstellen.

Um diese »erweiterte Lektüre« vorzunehmen, genügt es, eine der kostenlosen Apps zum Lesen von Flashcodes herunterzuladen und das Smartphone während der Lektüre auf den jeweiligen Flashcode zu halten.

Diese Apps sind für die Smartphones iPhone, BlackBerry und Android in den entsprechenden App Stores erhältlich.

Die Leser, die nicht über einen der genannten Apparate verfügen, können die Liste der wichtigsten Quellen auf der folgenden Internetseite finden:

http://haffmans-tolkemitt.de/programm/flore-vasseur-kriminelle-bande/

Selbstverständlich kann der Roman auch ohne die Flashcodes gelesen werden.

1

Sébastien bestimmt. Er sagt Abende reihenweise ab, verschiebt einen Urlaub nach dem anderen. Seit dem Zusammenbruch der Schrottkredite verwaltet er nur noch Skandale. Eines Nachts im September 2011 erreicht ihn ein Anruf der Firma. Zu der Zeit hat Céline, seine Frau, ihn noch nicht verlassen. Sie erträgt seine schlechte Laune, seine knappen Antworten, begnügt sich damit, nichts von seiner Arbeit zu verstehen. Der *CEO World* beordert ihn wegen einer dringenden Angelegenheit nach New York.

Er nimmt den Frühflug, keinerlei Gepäck. Die Firma stellt ihm Anzug und Waschzeug zur Verfügung. Sein Gewicht, seine Zahnpastamarke, seine Cholesterinwerte sind dort bekannt.

Wegen der Zeitverschiebung landet er am späten Vormittag. Am Flughafen JFK erwartet ihn ein Wagen der Bank, ein schwarzer Mercedes S 550 mit getönten Scheiben. Er versucht, über die Brooklyn Bridge nach Manhattan zu gelangen. Die Autos stehen wie angenagelt auf der Fahrbahn, Sébastiens steckt mitten auf der Brücke fest. Die Klimaanlage spuckt nach Kaugummi riechende, kalte Luft aus. Auf seinem anthrazitfarbenen Ledersitz erstarrt Sébastien so langsam zum Eisklumpen.

»UN-Week, Sir«, erklärt der puerto-ricanische Fahrer.

Es ist die Woche der UN-Vollversammlung, Pech für ihn. Mit hundertdreiundneunzig Staatschefs in der Stadt befindet sich Manhattan im Ausnahmezustand. Sébastiens Zimmer im Waldorf Astoria konnte nicht reserviert werden – falls er wegen der Besprechung über Nacht blei-

ben müsste. Mahmud Ahmadinedschad hat eine ganze Etage in Beschlag genommen. Die Sixth Avenue ist für den Verkehr gesperrt, damit sein Hummer mit den abgedunkelten Scheiben und seine Leibgarde ungehindert passieren können. Für ein paar Tage sorgen das FBI und die New Yorker Polizei für die Sicherheit des Mannes, der Obama nachts nicht schlafen lässt.

Sébastien spürt, wie sich sein Magen zusammenkrampft. UN-Week hin oder her, der Boss von Folman Pachs wartet nicht. Er schiebt sich aus der Limousine, die auf der Brooklyn Bridge eingezwängt ist. Herbstliche Farben, eine unerbittliche Sonne, es ist Indian Summer. Sébastien atmet tief ein. Die metallisch schmeckende Luft von New York brennt sich in seine Lunge. Der Big Apple stinkt nach fauligem Fisch und Schwefel. Ohne ein Wort an den Fahrer zu richten, geht Sébastien los in Richtung Manhattan. Mitten in der Blechlawine und wütendes Hupen in den Ohren, überlegt er einen Moment, alles hinzuschmeißen und in der Menge, die er hinter der Brücke wahrnimmt, unterzutauchen.

Auf der Insel angelangt, braucht er die Wall Street nur von Ost nach West zu überqueren, um zum Weltsitz der Firma zu gelangen. Es ist gerade Mittagszeit. Arbeiter von der Baustelle des World Trade Centers essen an der Straßenecke Chips. Mädchen in Schuluniform und Turnschuhen laufen zum Unterricht in ihre Sporthalle. Lieferburschen wirbeln mit ihren Menüplatten unterm Arm umher, um die Armee von Angestellten zu versorgen, die an ihren Schreibtisch gefesselt sind. Straßenhändler setzen Hotdogs und Kebabs ab wie am Fließband. Einer hält es für hilfreich, an seiner Bude einen Hinweis anzubringen:

»Hier gibt es *echte* Hähnchen.«

Im Viertel wimmelt es von Menschen. Aus dem Cen-

tury 21 – dem Schnäppchen-Markt der Stadt – kommen zufriedene Touristen, in jeder Hand volle Taschen mit dem Logo der Kette: *Fashion Worth Fighting For*.

Sébastien wendet sich nach Süden, von natürlichen, ungeschliffenen Klängen angezogen, die weder von einem Verstärker, einem Computer noch von einem Megafon entstellt werden. Sie stammen von Schlaginstrumenten und Liedern, von *echten* Menschen. Neugierig geworden, überquert er im Laufschritt die Barclays Street an der Nummer 101. Der Wagen der Heilsarmee ist umlagert. Es wird kostenloses Essen verteilt. Überall quellen die Bürgersteige von Fußgängern, Mülltonnen, illegalen Ständen mit unechten Gucci-Taschen über. Vor dem Geldautomaten der Natwest Bank kampiert ein Obdachloser. Um ihre Scheine zu entnehmen, steigen die Leute über ihn hinweg. Auf den Werbetafeln an den Straßenlaternen taucht immer wieder dasselbe Bild auf. Benjamin Millepied, Startänzer vom New York City Ballet am Himmel von Manhattan. Sein Engelsgesicht mit den Teufelsaugen wird zum Botschafter des neuen Parfums von Saint Laurent, *L'Homme libre* – Der freie Mann.

Bewacht von mächtigen Hunden der New Yorker Polizei blockieren Absperrgitter den Zugang zur Börse. In den vier Straßen, die zu dem Gebäude führen, wird der Durchgangsverkehr durch Barrieren, bewaffnete Männer und Checkpoints streng kontrolliert. Angesichts dieser gewaltigen Betonblöcke auf der Fahrbahn fragt sich Sébastien, was *echte* Freiheit bedeutet.

»Das ist absurd«, murmelt er vor sich hin, als er vor dem Checkpoint zum Broadway steht.

»Es soll verhindern, dass ein Selbstmordattentäter hier mit einem Auto reinjagt«, ertönt eine jugendliche Stimme hinter ihm.

Ein junges Mädchen im langen weißen Gewand einer

Kommunikantin und mit kastanienbraunen, lockigen Haaren mustert ihn.

»Die Wall Street ist nicht Gaza«, bemerkt Sébastien mit einem Räuspern.

Sie hat das Gesicht eines dieser Modelle des Fotografen David Hamilton, Mädchen an der Schwelle zur Frau, in ungekünstelter Haltung und hinterleuchtet, was ihre Jungfräulichkeit andeuten soll.

»Who knows …«, antwortet sie etwas rätselhaft.

Als würde sie schweben, kehrt sie zu einem Grüppchen friedlich aussehender junger Leute zurück, die wie sie in lange weiße Gewänder gekleidet sind. Direkt vor der Nase der Polizisten stimmen sie mit Antikapitalismus-Sprüchen vermengte Psalmen an. Inmitten des Dschungels verkündet eine Schar Engel mit hellen Stimmen den Tod des Liberalismus.

Ein paar Blocks weiter unten werden die Percussions und Rufe lauter. Sébastien läuft an der Fed, der US-Zentralbank, vorbei, eine *echte* Macht. Sie flutet den Planeten mit Dollars, die an nichts gekoppelt sind, **fünfundachtzig Milliarden pro Monat**: eine *echte* Bombe. Er kommt bei Haus Nummer 1 auf dem Liberty Plaza heraus, einem mit Granitplatten ausgelegten Platz, der von ein paar Oasen blassgelber Chrysanthemen belebt wird. Ein schmieriger Teppich aus Kartons, Zeltplanen, Erdnussbuttergläsern bedeckt den Boden. Dies ist der Sitz von **Occupy Wall Street**. Sébastien entdeckt den Namen des Besitzers dieses »Freiheitsplatzes« auf einem Kupferschild: *Frookbield Properties*. Folman Pachs hat den Börsengang dieser Büroimmobilien-Gruppe gemanagt. Sie hat nicht ansatzweise etwas Anarchistisches an sich. Trotzdem hat Frookbield nichts dagegen, dass die Empörten sich hier niederlassen, solange die Kameras aus der ganzen Welt da sind und filmen. Für

die Immobiliengruppe ist es die Gelegenheit des Jahrhunderts, sich als Menschenfreund aufzuführen. Eine *echte* Vereinnahmung.

Die an der Westseite des Platzes heranströmenden Demonstranten schwenken ihre Transparente:

Mittelklasse: Wake up!

Ägypten, Wisconsin, Spanien, Griechenland und NYC: globalisierte Würde.

Wir sind die 99%.

Es ist der sechste Tag der »Okkupation«. Die Empörten haben auf dem Asphalt geschlafen, dem Regen widerstanden, sind knapp der Unterkühlung entgangen. Die Gestalten sind abgemagert, ihre Haare verdreckt, ihre Gesichter ausgemergelt. Frauen mit nackten Brüsten, manche im Slip, tanzen zum Klang von afrikanischen Trommeln. Sébastien beobachtet sie wie hypnotisiert. Diese *echten* Körper erinnern ihn an die Ferien mit seinen Eltern am FKK-Strand von Montalivet. Als kleiner Junge fand er es wunderbar, mitten unter den »Nackten« zu leben. Gesten und Gedanken schienen gelöster. Als Jugendlicher wurde es für ihn zur Qual. Da er sich nur mit Mühe unter Kontrolle hatte, verkroch er sich in die Familienhütte, unter dem Vorwand, etwas für die Schule zu tun. Ohne diese Sommer unter den »Nackten« hätte er sein Abitur niemals mit sechzehn Jahren gemacht. Und auch nicht seine Karriere.

In der Menge fällt Sébastien ein Hippiemädchen in einem türkisfarbenen Baumwollhöschen auf. Die langen blonden Haare wehen um ihre spitzen Knochen. Die Schminke rinnt ihr übers Gesicht. Auf ihren braun gebrannten flachen Bauch hat jemand geschrieben: »Ich mache das nicht aus Vergnügen, das ist meine politische Haltung.« Junge Männer mit nacktem Oberkörper trommeln auf blecherne Mülltonnendeckel. Schaulustige, wie Sébastien von dem eingängigen Rhythmus angelockt, drängen sich um sie,

beäugen sie neugierig und fotografieren sie mit ihren Handys. Etwas naiv besprechen Arbeiter die systemkritischen Losungen auf den behelfsmäßigen Spruchbändern. Obwohl äußerst angespannt, schreiten die Polizisten nicht ein, da sie Unruhe in der Menge befürchten. Bürgermeister Michael Bloomberg warnt: »Rührt die Kinder nicht an«, zu viele Kameras. Mit seinem knitterfreien Anzug von Ermegildo Zegna, den Fratelli-Rossetti-Schuhen zu dreitausendsiebenhundert Euro und seinem Haarschnitt eines Klassenprimus trieft Sébastien geradezu vor Selbstgefälligkeit. Er bewegt sich auf feindlichem Gebiet. Aber lediglich das Mädchen mit den nackten Brüsten kommt auf ihn zu, um ihn zu provozieren, und tanzt bauchwackelnd und haareschwenkend um ihn herum. Er entspannt sich, als versetze es ihn an einen Abend auf Ibiza zu Zeiten von Nico und Velvet Underground. Lange vor der Schuldenkrise, den faulen Krediten, dem Bankrott Europas, all dem, was Sébastien Woche für Woche herausgefunden und verschleiert hat: der großen feindlichen Übernahme der Menschheit durch die internationale Finanzwelt. Bisher stand er auf der richtigen Seite der Barrikade. Was war das? Eine Wahl, eine Chance oder eine *echte* Illusion?

Wie in Trance umzingeln die Empörten Sébastien. Wie ein Mann beenden sie auf ein Signal hin schlagartig Tanz und Trommeln. Über dem Platz liegt Starre. Die Polizisten legen die Hände an die Schlagstöcke. Sich ihrer Wirkung sicher, brüllen die Empörten wütend: »This is what democracy looks like!« – So sieht Demokratie aus! Sie fixieren Sébastien. Eingekreist von der Menschenmenge, schluckt Sébastien, die Polizisten rücken einen Schritt vor. In Totenstille zerstreut sich die Menge. Eine Jugend in Lumpen wird dazu gebracht, ihren Busen zu zeigen, um auf sich aufmerksam zu machen. Es gibt nichts mehr zu filmen.

Das Mädchen in dem türkisen Höschen kommt näher. Sanft lächelnd nimmt sie Sébastiens feuchte Hand und murmelt:

»Come, baby.«

Sie führt ihn zum Zeltlager. Sonntagsprotestierer, Globalisierungsgegner, Vietnamkriegsveteranen, Kinder, die sich hinter Anonymous-Masken verstecken, kommen zu einer Versammlung zusammen. Der Bürgermeister hat Megafone verboten. Die Empörten haben das menschliche Mikro erfunden. Jemand ergreift das Wort. Um die Stimme zu verzehnfachen, wiederholen die Umstehenden es im Chor. Das dauert, ist wirkungslos, aber schön.

Das Mädchen reicht ihm eine kalte Pizza, aber beim Anblick des hart gewordenen Käses zerbricht der Zauber: Reflexartig rechnet Sébastien die Menge an gesättigten Fettsäuren aus. Die Firma wacht über die Mahlzeiten ihrer Mitarbeiter. Wenn sie häufig außerhalb essen, zu viel Bio-Frühstücksspeck in der Cafeteria bestellen, lässt die Ernährungsberaterin sie zu sich rufen. Die Firma kontrolliert alles. Die Firma? Sébastien bekommt einen Adrenalinstoß. Er richtet sich panikartig auf, schaut auf die Uhr. Er hat eine Stunde Verspätung. Bei Folman Pachs ist das der sichere Tod. Sogar wenn der Krieg vor der Tür steht.

»Bye-bye, angel«, trällert das Mädchen. »Peace.«

Schweißgebadet hetzt er um die riesige Baustelle an der Wall Street und erreicht kurz danach die West Street 200. Sein Handy klingelt schrill. Folman Pachs erstreckt sich diagonal zum Lager der Empörten, auf der anderen Seite der Eingeweide des World Trade Centers, dem Epizentrum der neuen Ära. Stunde null.

Der neue Turm der Krake – seit einer Umfrage des amerikanischen Magazins *Rolling Stone* der Spitzname der Firma –

ist ein gewaltiger Glas- und Stahlklotz. Seine glatten Fassaden lassen alles abprallen. Regen vom Hudson, Kritik, Prozesse, alles perlt daran ab. Es hat vier Jahre gedauert, dieses Gebäude mit 2,1 Milliarden Dollar an Baukosten zu errichten, die von anderen gezahlt wurden: Die Stadt hat die Steuererleichterungen und Beihilfen um ein Vielfaches erhöht, damit das durch den 11. September bis ins Mark getroffene Viertel wiederaufersteht. Als Meister der Optimierung waren die Steuerexperten von Folman Pachs mit Leib und Seele dabei: Der neue Welt-Hauptsitz wurde zu zwei Dritteln vom **New Yorker Steuerzahler** finanziert. Der Bürgermeister weihte es persönlich ein und pries das staatsbürgerliche Engagement der Firma, »die an die Zukunft des World Trade Centers glaubt«.

Als Sébastien die Empfangshalle durchquert, versucht er, wieder zu Atem zu kommen. Sonnenstrahlen dringen durch die riesigen Glasfenster, treffen auf den hellgrauen Marmor, der bis zur Decke reicht. Hier herrscht eine Atmosphäre wie auf einem Flughafenterminal nach der Atombombe. Nirgends ein Firmenkürzel, weder draußen am Eingang noch drinnen, nicht einmal auf den marineblauen Jacken der Hostessen mit ihren versteinerten Mienen. Von außen bietet sich Folman Pachs als eine glatte Fläche ohne jede Unebenheit an. Die Architektur zeigt Wirkung: Die Firma ist eine uneinnehmbare Festung.

Ein erster Fahrstuhl ohne Bedienknopf setzt ihn in der Sky Lobby sieben Etagen höher ab. Die eigentliche Empfangshalle ist den Blicken entzogen. Von oben herab senkt sich eine ellipsenförmige prunkvolle Treppe in einem harmonischen Zusammenspiel aus Holz, warmen Farbtönen und Marmor. Eine unerschrockene Jugend unterschiedlicher Hautfarbe eilt in diesem futuristischen Palast geschäftig hin und her, ein Riesenameisenhaufen, ein Staat im Staate.

Als hätte es ihn in den Science-Fiction-Film ***Gattaca*** versetzt, vergisst Sébastien das Hippiemädchen und die behelfsmäßigen Pappschilder von Occupy Wall Street. Er beruhigt sich. Seine Opfer werden belohnt: Er ist Teil einer abgehobenen Elite, er braucht sich vor den anderen nicht mehr auszuziehen. Er ist auf dem besten Weg, Eltern, Kinder, Frau aus seinem Leben zu streichen. So wie alles – Musik, Bücher, Dinge, Menschen –, was irgendwelche Zweifel in ihm aufkommen lassen könnte.

Sébastien steigt in einen der dreiundfünfzig Fahrstühle, die die vierundvierzig Stockwerke des Turms ansteuern. So weit das Auge reicht, arbeiten in sechs Großraumbüros vom Ausmaß eines Stadions Bataillone von Händlern (tausend in jedem Stockwerk) vor ihren Bildschirmwänden, die Hände wie festgeklebt auf der Tastatur. Im Sweatshop der Firma, dieser Ausbeuterfabrik, könnte man eine Stecknadel fallen hören. Außerhalb der Trading-Ebenen teilen sich die Angestellten eine hundertfünfundneunzigtausend Quadratmeter umfassende, gänzlich offene Bürofläche. Der Dienstgrad bemisst sich nach der Nähe zum Fenster. Nur ein paar Executive Partner verfügen über einen abgeschlossenen Raum. Es gibt wenig Klagen. Auf den Campus der besten Universitäten ausgewählt, haben die »Folman girls and boys« einen mörderischen Ausleseprozess hinter sich: zwanzig Gespräche, zwei Jahre Ausbildung wie in einem Trainingslager. Die Hälfte steht das nicht durch. Aus allen Himmelsrichtungen kommend halten sie sich für einzigartig, sobald sie sich für die Krake schlagen. Sie sind Klone. Sie haben alle dieselbe Art, sich im Fahrstuhl zu begrüßen, nach dem BlackBerry zu greifen, jemandem die Hand zu schütteln. Denselben vertrauensvollen, ein wenig gelangweilt-überheblichen Blick, dasselbe gespielt entspannte Lächeln. Dieselbe Überzeugung, einem höheren

Stand anzugehören. Sie tragen den Kopf hoch und reden wie Maschinenpistolen. Ihre Gesten sind bedächtig, ihre Schritte auf dem dicken Teppich, weich wie dreifädiger Kaschmir, gemessen. Die Mädchen, von Kopf bis Fuß in Prada-Klamotten, schreiten wie Models auf dem Laufsteg und wiegen dabei den Kopf hin und her. Sie berühren die Tasten ihres Computers so sanft, als würden sie Chopin spielen. Gewissenlos erteilen sie Unternehmen und Ländern Verkaufs- oder Kaufaufträge, Warnschüsse oder Todesurteile.

Manche verlassen den Büroturm nicht mehr, der wie ein Ökosystem, wie eine geschlossene Kapsel angelegt ist: Bio-Restaurants, Schlafzimmer, damit man nicht mitten in der Nacht nach Hause muss, ein Dienstleistungsservice, der sich mit den größten Luxushotels messen kann. Im Untergeschoss steht ein Sitzungssaal, so schön wie ein Opernhaus, für Privatkonferenzen zur Verfügung. Eine Sporthalle bietet ab 5.45 Uhr den besten Bauch-Beine-Po-Kurs der Stadt an. Die Truppe pflegt ihre olympische Form mit Rote-Bete-Saft und Dampfbädern oder mit »nützlicher« Lektüre in der Bibliothek, die ausschließlich auf die Anbetung der Märkte ausgerichtet ist. Der gesamte Aufbau der Firma spiegelt ihre zweifache Obsession – Macht und Diskretion – wider. Die Angestellten von Folman Pachs haben die Regeln verinnerlicht. Ihr Firmensitz gleicht einem Wartesaal für höhere Wesen, die vor ihrer letzten Reise stehen. Sie sind ein Ganzes, Auserwählte. Gleiche.

Im Fahrstuhl, der ihn bis ganz nach oben bringt, fällt Sébastien das Mädchen von Occupy Wall Street wieder ein: Hier ist alles perfekt, aber tot. Das ist *echte* Erbgesundheitspflege. Er erreicht das Penthouse. Nur wenige Personen haben Zutritt zum Kopf der Krake mit seinen Konferenzräumen, Privatrestaurants, Hubschrauberlandeplätzen und Panoramaterrassen, die einzig und allein der Führung vor-

behalten sind. Gegen einen Schwindel ankämpfend, wankt Sébastien vorwärts. Nichts behindert den Rundblick auf Manhattan, direkt auf die Ruinen des World Trade Centers. Alles erscheint gedämpft. Im Flügel des Vorstands erhebt sich eine der sechs Sekretärinnen, um ihn bis zur Tür zu bringen und anzukündigen. Eine trotz ihres Alters flinke Frau mit ernster Miene und üppigem Busen, eine Haushälterin aus einem Zeichentrickfilm.

Kamflin sitzt an seinem Schreibtisch. Ohne von seinen Unterlagen aufzublicken, schimpft er los:

»Du kommst eine Stunde und siebzehn Minuten zu spät.«

Sein Schädel glänzt so sehr, dass Sébastien sich darin zu erkennen meint.

»Die Brooklyn Bridge war dicht.«

»Du hättest zu Fuß gehen können«, sagt er und steckt ein paar Papiere in den Aktenvernichter unter seinem Schreibtisch.

»Das habe ich auch gemacht«, rechtfertigt sich Sébastien.

»Leg dir ein neues GPS zu. Was hast du denn so lange getrieben?«

»Die Straßen sind voll von Protestlern. In der Wall Street haben sie mich aufgehalten.«

»I know, nicht übel, die kleine Barbusige, was?«, kommentiert der Chef und sieht endlich auf. »Zu viel soziales Engagement kann einen ganz schön durcheinanderbringen, findest du nicht?«

Auf dem Schreibtisch thront eine dicke, schlaffe, leuchtend rote Plastikkrake, daneben die »Verpflichtungserklärung« der Firma gegenüber ihren Angestellten (»unser Humankapital«) und ihren Kunden (»unsere Geschäftspartner«). Nach der Welle der Kritik an der Verschleierung der griechischen Konten war dieses *white paper* über ethische Standards eine Idee von Sébastien.

»Sie haben mich rufen lassen?«

»Hmhm«, macht der CEO nur und steht auf.

»Sie haben von einer dringenden Angelegenheit gesprochen?«

»Ich möchte, dass du diese »Muppet-Geschichte« in Ordnung bringst.«

Nach seinem Ausscheiden hatte **ein Angestellter der Firma** der *New York Times* eine Stellungnahme geschickt. Unter den Enthüllungen war auch der Begriff »muppet« – Deppen – , mit dem man die Kunden bezeichnete. Mit der Verhöhnung Kamflins als Kermit der Frosch hatte sich die **Bloggerszene** gründlich gerächt.

»Und sonst? Sie haben mich doch nicht deswegen über den Atlantik geholt?«, fragt Sébastien, immer noch stehend.

Seine Füße in den neuen Rossetti brennen höllisch.

»Und wegen der Muppets haben Sie doch Lucas«, fügt er noch hinzu.

Lucas Parker ist der Leiter der Unternehmenskommunikation *World*, Sébastiens Vorgesetzter. Eine Bulldogge, in den Sechzigern und noch gut in Schuss, der seine Zeit damit verbringt, gegen die Journalisten der *New York Times* zu Felde zu ziehen.

»Ääh … ich hoffe, du genießt den Ausblick … Nicht übel, das Leben, von so hoch oben betrachtet, stimmt's?«

Auf dem Hudson River kreuzt die *USA 17* in Höhe der Freiheitsstatue.

Der Hightech-Trimaran von Larry Ellison, Präsident des Softwarekonzerns Oracle, hat den America's Cup gewonnen. Sébastien möchte am liebsten fliehen. Wenn Kamflin ihn ausbooten wollte, hätte er ihm doch eine SMS geschickt.

»Würde es dir zusagen, die Unternehmenskommunikation *World* zu übernehmen?«

Lucas ist also auf der Abschussliste. Die Stufe zu diesem Posten ist hoch. Sébastien kalkuliert seinen Bonus, stößt auf ein Problem: Kann er die Erde noch schneller umkreisen als bisher?

»You do the job, du machst die Drecksarbeit, du löschst unsere Spuren. Mit Libyen bist du auch gut klargekommen«, fährt Kamflin fort. »Nun, du arbeitest professionell, du bist fleißig. Aber eins sage ich dir: Wenn du diesen Job haben willst, dann erwarte ich von dir, dass du dich wirklich darauf einlässt. Und du musst risikobereiter sein.«

Sébastien lässt sich nicht anmerken, wie verunsichert er ist. Für Folman Pachs hat er sein Leben als Vater (er verwechselt seine Zwillinge), als Mann (er rührt Céline nicht mehr an) und als Sohn (er hat keine Zeit mehr, seine Eltern anzurufen) zerstört. Was soll er noch aufgeben?

»Als Erstes musst du dich der vollen Unterstützung unserer europäischen Freunde versichern. Möchtest du vielleicht eine *Coke Zero*?« fragt der Vorstand plötzlich besorgt.

Sébastien übergeht die Frage lieber.

»Sie sprechen von Griechenland?«

»Nein, Athen hat noch etwas Zeit. Die Europäische Zentralbank gewährt Griechenland Darlehen mit Zinsen, die über denen liegen, die sie den Banken und Spekulanten einräumt, um das Land zu Fall zu bringen. Ist das nicht fantastisch? Wenn wir da demnächst auch drin sind, wird die EZB verdammt stark.«*

Solche Worte hat Sébastien noch nie aus dem Mund seines Chefs gehört. Von den Mitgliedern der Unter-

---

* Mario Pradi, ehemaliger Vizepräsident und Generaldirektor von Folman Pachs International von 2002–2005, wurde am 1. November 2011 zum Präsidenten der EZB ernannt.

suchungskommission des Senats in die Enge getrieben, von den Journalisten mürbe gemacht, hat dieser Mann ein Jahr lang nicht die geringste Gefühlsäußerung gezeigt, weder Freude noch Leid oder Zweifel.

»Du hast ein Problem«, ereifert sich Kamflin. »Und du weißt, die Firma kann Problemtypen nicht gebrauchen.«

Sébastien begreift überhaupt nichts, er fühlt sich unbehaglich. Soll das ein Test sein?

»Was für ein Problem?«

»Du vögelst nicht genug mit der Firma«, schleudert ihm Kamflin mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht.

»Wie bitte?«

Das Gespräch findet auf Englisch statt. Vielleicht hat er nicht richtig verstanden.

»Ja, vögeln, ficken, bumsen«, bekräftigt Kamflin. »Knie dich rein in den Mist, schmeiß dich denen an den Hals. Du darfst ihnen nicht von der Pelle rücken. Ein für alle Mal, willst du mit denen ins Bett steigen, ja oder nein?«

Bekannt für seine beherrschte Sprache und Gesten, wippt der *CEO World* von Folman Pachs auf seinem Ledersessel hin und her. Sein Unterkiefer klappt herunter, seine Augen blinzeln wie ein Spielbankautomat.

»Elender Saustall! ›Ich verrichte Gottes Arbeit‹ – Scheiße, verdammte, was glauben die denn? Die kotzen mich an mit ihren Scheißuntersuchungen.«

Wie ein tollwütiger Hund geht der Firmenchef mit großen Schritten in seinem Büro auf und ab. Er dreht seinen Kopf mit abgehackten Bewegungen von einer Schulter zur anderen. Er stößt ununterbrochen Flüche aus, wettert gegen die ganze Welt. Hat er getrunken? Erleidet er einen anaphylaktischen Schock? Von Krämpfen geschüttelt, zappelt Kamflin wie wild mit Armen und Beinen. Er hat keinerlei Kontrolle mehr über sich. Seine Zuckungen gehen in eine makabre Choreografie über. Er kreist um Sébastien,

als ob er einen Tanz um seinen Skalp vollführe. Was ist nur los, dass sie heute alle um ihn herumscharwenzeln? Da er befürchtet, dass es Kamflin schwer erwischt hat, öffnet Sébastien die Tür.

»O Gott!«, ruft die Sekretärin mit dem üppigen Busen erschrocken aus, als sie den dramatischen Redeschwall Kamflins hört.

Sie weiß schon, was zu tun ist, stürzt auf ihren Chef zu und verpasst ihm zwei Pimozid. Sie zieht Sébastien ins Vorzimmer und wirft die Bürotür hinter sich zu. Sobald Kamflin den Blicken entzogen ist, geht sie zum Schreibtisch und holt ein Kleenex heraus. Sie wischt die Spucke weg, die an seinem wollenen Jackett klebt. Durch die mit Akazienholz verkleidete Wand hört man Kamflin mit seinem unverständlichen Gebrabbel die ganze Welt verfluchen.

»Das wird schon wieder, wirklich, das wird schon wieder«, versucht sie Sébastien zu beruhigen.

»Was hat er denn?«

»Tourette-Syndrom. Zu viel Stress. Topsecret. Hier, unterschreiben Sie das.«

»Was ist das?«

Sie reicht ihm ein Blatt Papier mit dem NDA-Text, dem *Non Disclosure Agreement*, der Vertraulichkeitserklärung.

»Es darf niemand etwas von seiner Krankheit erfahren. Sie haben nichts gesehen.«

»Okay«, willigt Sébastien ein und unterschreibt das Formular.

»Mister Kamflin hat das hier für Sie. Er macht Sie darauf aufmerksam, dass Sie über diese Angelegenheit mit niemandem sprechen dürfen außer mit ihm, und niemals am Telefon.«

Es ist eine Aktenmappe aus Leder. Er schlägt die erste Seite auf: *Affäre Brandenburg.*

Jeder strategische Vorgang trägt einen nie zufällig ge-

wählten Codenamen. Das Brandenburger Tor, Sinnbild für die wiedererlangte Einheit Deutschlands, die Befreiung der Völker, das Ende des Kommunismus und für den Fall aller Schranken vor dem entfesselten Kapitalismus. Was hat die Firma da wieder gemacht?

Sébastien ist allein im Fahrstuhl und überfliegt die Zusammenfassung, eine Tabelle mit Zahlen und *Key Figures*, geordnet nach Mitgliedstaaten der Eurozone, Staatsverschuldung, Umfang der Devisenswap-Geschäfte*. Er liest ein zweites Mal. Dieses Verfahren hat die Firma angewandt, um die griechischen Schulden im Moment des Beitritts zur Eurozone im Jahr 2001 zu verschleiern. Die Tabelle verzeichnet für jedes Land die mit Hypotheken belasteten Vermögenswerte (Flughäfen, Autobahnen, Staatsbetriebe), die Bewertung der künftigen Erträge sowie Fälligkeiten. Die Stockwerke ziehen an ihm vorüber, er fällt in den Abgrund. Er kann auf die Anschuldigung des Interessenkonflikts reagieren, rechtfertigen, dass ein Trader seinen Kunden ein Produkt verkauft, mit dem derselbe Trader spekuliert. (»Wir wetten nicht gegen unsere Kunden. Wir setzen auf ein effizientes Risikomanagement«, hat er der Presse immer wieder geantwortet, als die Abacus-Affäre ans Licht kam.) Er hat bei einer wenig rühmlichen Episode in Libyen den Zorn Gaddafis überstanden und die Angelegenheit sogar vertuschen können. Aber die Brandenburg-Akte legt detailliert die Etappen eines bandenmäßig organisierten Betrugs zu politischen Zwecken offen. Wenn es stimmt, was er da liest, beziffern sich die Opfer auf Hunderte von Millionen, die Verluste auf Tausende von Mil-

* Als Anleihe getarntes Kapitalgeschäft mit dem Ziel, die Staatsschulden zu reduzieren und im Gegenzug komfortable Zinssätze und das Vorkaufsrecht auf zukünftige Einnahmen festzusetzen.

liarden. Bereits seit 1995 sind das politische Personal Europas, sowohl die Rechten als auch die Linken, ebenso wie die britischen Investmentbanken darin verwickelt. Er verlässt den Aufzug. Im Vergleich dazu ist Madoff ein kleiner Spieler.

Sébastien überquert die Straße, als wolle er fliehen. Er hat sich nie die Zeit genommen, auf die andere Straßenseite zu gehen. Am Ausgang des Gebäudes steht immer ein Wagen für ihn bereit. Er dreht sich um und betrachtet das Hochhaus. Vor seinem inneren Auge erstehen Bilder der in den Flammen des World Trade Centers Eingeschlossenen. Die Firma hatte entschieden, sich am Fuß des Massengrabs niederzulassen. Die Länder würden umfallen wie die Fliegen. Das Mädchen von Occupy Wall Street könnte noch Jahrhunderte hindurch seine Wut heraustanzen. Der Mercedes hält neben ihm. Er ist achtzehn Meter zu Fuß gegangen.

Der Wagen rast über den West Side Highway und umfährt Manhattan in nördlicher Richtung. Um sich zu beruhigen, blättert Sébastien im *Wall Street Journal*, das auf der Rückbank herumliegt. Frühmorgens hat man im See des Central Parks einen ertrunkenen Trader entdeckt. Das FBI vermutet einen Vergeltungsakt dahinter. Unter dem Foto des in dem künstlichen See treibenden Körpers titelt die Zeitung: *Who's next?*

Er nimmt sich die Brandendenburg-Akte wieder vor, diese ganze, bis ins kleinste Detail ausgetüftelte Trickserei mit europäischen Konten. Tausend Meilen von der Realität der Länder entfernt haben Technokraten drastische Regeln für den Zugang zum Euro festgelegt. Diese wurden von den Politikern übernommen, die feierlich die Seriosität ihres Vorgehens beteuerten. Tatsächlich erfüllte so gut wie keiner der Anwärter die Kriterien. Anstatt die Aussagen der

Politik für null und nichtig zu erklären, ließen die Finanzstrategen es zu, »notwendige Anpassungen vorzunehmen«. Sie haben die Zahlen gerundet, die Frist verlängert, ja sogar die Schulden mittels Honoraren, Kommissionen, Zinssätzen und Rückübertragung künftiger Einnahmen verschleiert. Wahrlich ein einträglicher Job. Die seit 1995 getroffenen kleinen »Arrangements« mit den Erstunterzeichnern fanden ihre Rechtfertigung durch die gewaltigen Manipulationen der letzten Beitrittsländer vor der Einführung des Euros, insbesondere Griechenlands. Doch der Wurm steckte von Beginn an in der Frucht. Das Ziel »Europa-ohne-Krieg-dank-der-Währungsunion« heiligte die Mittel. Internationale Finanzwelt und Politik haben sich gegenseitig geholfen, in ihren Allmachtsfantasien bestärkt und geschützt. Fest überzeugt von ihrem Wachstumsprojekt, handelten sie im Namen eines vermeintlichen Kollektivinteresses und verhöhnten so das Ideal vom Frieden. Das Finanzgeschäft ist nicht verlogen. Aber es macht die Lüge möglich. Geblendet von den Zahlen und aus Angst, genauestens Rechenschaft über ein Projekt abzulegen, das der Wirklichkeit nicht standhält, hat die Politik die Zügel schießen lassen. Als letzter Schrei der Manipulation der Massen hat sich das *Storytelling* als ein machtvolles Instrument durchgesetzt. Der große Mythos vom Aufbau Europas lässt sich nicht aufrechterhalten. Seine Vollendung, der Euro, wird ihn zerstören. Was weniger am räuberischen Überfall der Finanzwelt als am Versagen der von persönlichen Interessen getriebenen Politiker liegt. Ein *echtes* Gaunerstück. Die Wahrheit hat keinen Wert. Es geht nur darum, die Geschichte gut zu verkaufen.

Auf dem Flughafen schlägt Sébastien die Zeit im Spa tot. Das Personal ist überlastet. Nachdem ihn eine Maschine massiert hat, betritt er den Bauch des Flugzeugs. Er lässt

sich auf seinen Sitz in der Business-Class fallen. Er quetscht die Aktenmappe unter seinen Hintern und schluckt eine Lorazepam, auch wenn das von der Firma verboten ist. Mit einem Satz von David Lynch im Kopf schläft er ein: »Nach außen ist die Welt grausam, im Innern ist sie verrückt.«

2

In Bertrands Traum spielen Lady Gaga, der Präsident und sein Vater, alle als Schweine verkleidet, in den Gartenanlagen mitten unter den Gästen Verstecken. Auf der Freitreppe taucht seine Ministerin im Tennisröckchen auf, ihre von fünfzehn Jahren Pilates-Kursen wohlgeformten Beine entblößend. Die Gartenparty schlägt in einen Tiermarkt um. Der Élysée-Palast wird zum Club Med.

Das Knarren des Sofas von oben dringt in Bertrands verqueren Traum. Über ihm beschleunigt sich der Rhythmus, der Typ flucht, das Mädchen spornt ihn an. Sein Traum nimmt eine erotische Wendung. Seine Ministerin kommt auf ihn zu und macht ihn an. Mit ihrem aufreizenden Schmollmund à la Nicole Kidman in *Eyes Wide Shut* säuselt sie: »Vergiss nicht, den Plan einzuhalten.« Es ist glühend heiß. Bertrand hat Durst.

Vor dem Haus, unter seinen Fenstern, fährt ein Müllauto die Straße hinauf. Die auf vollen Touren laufende Schüttelmechanik stört seinen Schlaf. Bertrand klammert sich am Traum fest, er will den Schluss wissen. Auf einmal stürzen aus einer Concorde Apache-Hubschrauber senkrecht auf den Rasen des Élysée. Sie besprengen die Gäste mit Rosenblättern und feinem Regen. Strandstimmung in Paris. Bertrand kann seinen Durst löschen. Vertrauensvoll hebt er sein Gesicht zum Himmel. Ganz entzückt streckt er die Zunge heraus, um ein paar Tropfen Wasser aufzufangen. Er schreit entsetzt auf, als er Benzin hinunterschluckt. Verdutzt stellt er fest, dass er allein auf dem treibstoffgetränkten Rasen steht. Mit seinen vollgesogenen Klamot-

ten kommt er sich vor wie ein in einer Ölpest gefangener Albatros. Jemand hat die Beleuchtung verändert. Der Himmel sieht bedrohlich aus. Hinter den Salonfenstern geraten Lady Gaga, der Präsident, seine Ministerin, sein Vater und eine ganze Schweineherde angesichts dieses Schauspiels in Entzücken. Die glucksenden Geräusche ihrer Spötteleien jagen ihm Angst ein. Auf der Freitreppe kreuzt ein maskierter Mann mit einem Flammenwerfer auf. Er trägt eine Küchenschürze mit einer Aufschrift in goldenen Lettern: *Tony, der König des Hammels am Spieß*. Hinter einer Miss-Piggy-Maske verborgen, taucht von irgendwoher die Ministerin auf und schreit: »Bertrand, mein Lieber, wir haben dir doch gesagt, du sollst den Plan einhalten.« Sie nimmt die Maske ab. Bertrand fährt zusammen, als er seine eigene Mutter erkennt.

Schweißgebadet wacht er am Rand des Bettes auf. Um dem Flammenwerfer auszuweichen, hat er das Spannbetttuch herausgerissen. Er orientiert sich am Lichtkegel der Straßenlampe, erkennt die Umrisse des Elternzimmers: Aktenordner, Spiele, acht Töpfe mit beschnittenen, vertrockneten Orchideen. Bertrand beruhigt sich. Wegen der Krise wird die Gartenparty schon seit Jahren abgesagt.

Die Nachbarn nehmen noch einmal Anlauf. Das junge Paar wohnt seit Anfang des Monats über ihnen in einem Dienstmädchenzimmer. Sie sind kinderlos und mit Leib und Seele dabei. Clara fand es einmal wunderbar, sich beim Aufwachen zu lieben. Jetzt liegt sie auf dem Rücken und schläft friedlich, die Bettdecke bis zu den Schultern hochgezogen. Bertrand schmiegt sich an ihren warmen Körper, legt etwas zaudernd die Hand auf ihre Brust. Sie schiebt sie mit einer energischen Geste weg.

Er schließt die Augen, um über seinen Traum nachzusinnen. Wieso Hammel am Spieß? Wer ist der Mann auf

der Freitreppe? Warum Benzin? Warum er? Oder vielmehr, warum nur er? Erst gestern hat sich wieder ein völlig kaputter Typ vor dem Justizgebäude auf der Île de la Cité angezündet. In Tunesien hatte das genügt, um eine Revolution auszulösen. In Paris hat der Bürgermeister den Psychologischen Hilfsdienst dorthin beordert.

Über ihrem Lager ist Paarungszeit. Bertrand greift nach einem seiner BlackBerrys auf dem Nachttisch: Seit vier Uhr morgens sind vierzehn Alarmmeldungen über die Entwicklung des deutsch-französischen Spreads* und zweiundsechzig neue Anrufe wie ein Schnellfeuer in seinen Schlaf geplatzt, darunter etliche von seiner Ministerin. Seit ihrer Ernennung leidet sie an Schlaflosigkeit. Der Präsident lobt ihre Leistungsfähigkeit. Tagsüber trägt sie den Kopf hoch, pariert Angriffe, behält ruhig Blut. Nachts reinigt sie ihre Waffen, kontrolliert die Munition und vollführt ein ums andere Mal in fuchsienroten Leggings den Sonnengruß. Im Kabinett nennen die Berater sie GI Jane. Sie bevorzugt Bertrand als rechte Hand. Er steht auf, streicht seinen zerknüllten Calvin-Klein-Slip glatt, holt sich ein Glas Wasser. Genau genommen hat er etwas von Yves Montand aus der Zeit von *Gamin de Paris*: braune Mähne, fleischige Lippen, von Ritalin aufgeschwemmtes, nettes Gesicht. Seine Nachbarn kommen zum Höhepunkt. Er nimmt sich vor, Ohropax zu kaufen.

7.32 Uhr. Er ist kampfbereit für seinen Tag als Büroleiter im Ministerium für Wirtschaft und Finanzen. Sein Fahrer erwartet ihn auf der Parkinsel vor dem Haus.

Bertrand zieht ein mit Seidenfäden durchwirktes Flanell-

---

* Differenz zwischen An- und Verkaufspreis eines Wertpapiers an der Börse zu einem bestimmten Zeitpunkt. Hier die Differenz zwischen den Schwankungen des DAX und des französischen Leitindex CAC 40.

jackett an, meidet den Spiegel und schleicht sich leise aus dem Zimmer. Er durchquert den fensterlosen Flur bis zur Wohnungstür. Das Parkett im Fischgrätmuster knarrt wie seine Wirbel. Gestern Abend war er beim Osteopathen, bei dem die Leute vom Ministerium Schlange stehen. Als er barfuß, nur in Unterhose auf dem kalten Boden stand, hat der Mann mit den goldenen Händen sich ihn von oben bis unten genau beschaut und, ohne ihn berührt zu haben, nur gesagt: »Da drin ist nichts mehr gerade.« Mit seiner Praxis gegenüber von Bercy, dem Sitz des Ministeriums, ist er ein gemachter Mann.

Als überfielen ihn plötzlich Zweifel, vielleicht auch ein Bedauern, kehrt Bertrand noch einmal um. Théo macht heute Vormittag seinen Vorbereitungstest fürs Abi. Sein Zimmer, über und über mit Skateboardpostern bepflastert, ist leer. Er findet seinen Sohn in der Küche, einer Abstract mit lackierten Türen als Extra, die meistverkaufte Küche der Welt, verkappter Ikea-Stil. Wie gebannt von seinem iPhone sitzt Théo mit Kopfhörern in den Ohren lässig vor seiner Schale Honigpopcorn.

»Soll ich dich vor der Schule absetzen?«, schlägt Bertrand ihm vor.

»Hä?«, fragt sein Sohn und nimmt einen Ohrstöpsel heraus.

»Soll ich dich vor der Schule absetzen?«, wiederholt Bertrand laut und deutlich. »Du darfst heute nicht zu spät kommen.«

»Nee, nee, lass man«, antwortet Théo, das Teenagergesicht hinter einer Hand versteckt.

Bertrand mustert ihn, sucht auch ein bisschen nach sich selbst. Sommersprossen, graublaue Augen, gewölbte Stirn, fein geschnittene Nase, das ist Clara als Halbwüchsige. Weiche Züge, schmaler Kopf, krauses Haar trotz des fingerdick aufgetragenen Gels der Marke Studio Line Indestruc-

tible. Seine Haut ist grünlich, wie bei allen Kindern seiner Generation, die neben Auspufftöpfen aufgewachsen sind.

»Kannst du das Ding nicht mal zwei Sekunden abstellen und mich ansehen, wenn du mit mir sprichst?« Bertrand lässt nicht locker.

»Pff, wieso denn … ich nehme mir nur ein Beispiel an dir.«

Théo grätscht seine Beine, zwei ellenlange Röhren in Jeans. Eine Machtübernahme.

»Was?«, fragt sein Vater fassungslos.

Die Vorstellung, auch nur die geringste Information zu verpassen, versetzt Bertrand in Panik, weshalb seine drei Handys fast immer eingeschaltet sind: ein privates, eins für die Arbeit und das dritte für den Fall, dass eins seinen Geist aufgeben könnte. Er schläft nie ohne seine Rettungsanker.

»Na, ich kann wenigstens damit umgehen«, brüstet sich sein Sohn.

»Das ist ja wohl ein Witz!«

Bertrand beißt sich in die Innenseite seiner Wange, wie immer, wenn er etwas bereut, lügt oder bedrückt ist. Nur sein Zahnarzt bemerkt diese kleinen Hautritze.

»Du kannst ja noch nicht mal eine SMS schicken!« erwidert Théo.

»Ich habe schon SMS geschrieben … da … da warst du überhaupt noch nicht auf der Welt! Du glaubst wohl, dass du das Schießpulver erfunden hast? SMS gibt es seit siebenundzwanzig Jahren.«

»Hast du das in deinem Universallexikon gelesen?«

Bertrand hat sich nie von den dreißig Bänden trennen können, die ihm seine Mutter zum fünfzehnten Geburtstag geschenkt hatte. »Das wird ihn sein ganzes Leben hindurch begleiten«, hatte der Vertreter versichert, als er den Bestellschein auf dem rustikalen Esszimmertisch ausfüllte.

Die Bände wurden in sechs Raten abbezahlt. Als Jugendlicher hatte er ganze Sonntage damit zugebracht, darin zu stöbern, und die Seiten unter *Republik, Koitus, Verfassung, Macht, Vagina, Revolution* gründlich studiert.

Von der Stichelei seines Sohnes tief gekränkt, schlägt Bertrand zurück:

»Also, ich träume wohl, was?«

»Was denn nun schon wieder?«

»Du hast meine Converse geklaut!«

Unbeeindruckt setzt Théo die Kopfhörer wieder auf und schiebt die Beine unter den hellblauen Plastikstuhl.

»Ach so … äh … na ja … du hast sie ja sowieso nicht mehr getragen. Außerdem würdest du dich in solchen Tretern mittlerweile lächerlich machen!«

Wenn er es gewagt hätte, so mit seinem Vater zu reden und etwas anderes zu sein als ein braver Junge, wäre sein Leben dann anders verlaufen?

Von ihrem Zimmer neben der Wohnungstür am Ende des Flurs aus brüllt Lucie, ihre dreijährige Tochter. Das Kindermädchen, das sie bezahlen, damit sie arbeiten können, hat einen Vollzeitjob mit reichlich Überstunden, vor allem am Wochenende. Sie gehört zum Mobiliar, Bertrand hat sich abgewöhnt, sie zu grüßen. Als würde er Unterlagen des Ministeriums durchgehen, sucht er nach ihrem Vornamen, nach Bruchstücken ihrer Biografie. Eine verschleierte Frau einzustellen liefert den »Bobos«, den Bourgeois-Bohemiens im Haus, die die *Inrocks* abonniert haben, reichlich Stoff zum Tratschen. In der Küche hat Théo sein iPhone auf laut gestellt. Aus voller Kehle kreischt Keny Arkana sein ***La Rage,*** seine Wut, heraus. Bertrand geht erneut zum Ausgang. Dieses Mal wird ihn nichts mehr aufhalten. Er schlägt die Tür zu; eine Szene des alltäglichen Chaos. Im Fahrstuhl reißt er ein farbiges Blatt Karopapier ab, auf dem das »Nach-

barschaftsfest« in zwei Wochen angekündigt wird. Die Zweigstelle der Crédit Mutuel in ihrem Viertel sponsert es. Er hat eine Familie haben wollen. Er wohnt mit Menschen zusammen, die er nicht kennt.

3

Auf dem Campus war Alison die sportliche, lustige, vielseitig begabte Kalifornierin. Unerreichbar. Die meisten Jungen des Jahrgangs waren verrückt nach ihr. Mit ihrem Julia-Roberts-Gesicht und ihrem IQ von hundertsiebenundsechzig machte sie Eindruck auf sie. Jérémie, bis dahin zurückhaltend und matheversessen, leitete zusammen mit Sébastien Costal den Finanz-Klub. Er war der Einzige, der sich ihr erklärte. Mit ihm entdeckte sie den French Kiss, die Crêperien in der Rue Saint-André-des-Arts und nachmittags die Filme von Godard im Kino Le Champollion. Dem ungehobelten jungen Mann, der nur das Studium und die Gemütslage seiner Mutter, die ihn allein großgezogen hatte, im Sinn hatte, blieb wenig Zeit, sich mit ihr zu befassen. Aber durch die Beziehung zu Alison begann Jérémie Sport zu treiben, zu lesen, sich zu sonnen und zu lachen. Sie brachte ihn dazu, seine Brille gegen Kontaktlinsen auszutauschen, seine Kleidung und sein Verhältnis zur Welt zu verändern. Sein Körper wurde straffer, seine Gesichtszüge feiner. Er lernte, den Kopf hoch zu tragen, zu lächeln und sich der Wirkung seiner Blicke bewusst zu sein, sobald er bestimmter auftrat oder sich ein wenig verspätete. Bis dahin hatte niemand seine Ausstrahlung oder seine Fähigkeiten bemerkt. Er wurde gleichzeitig schön und glücklich.

Die Tinte auf seinem Diplomzeugnis war noch nicht trocken, als die Banque Nationale de Paris ihn zum »Militärdienst« nach Hongkong schickte. Er kam in die Abteilung, die mit Derivaten handelte. Diese damals noch

»experimentelle« Tätigkeit erforderte helle Köpfe, Leute ohne Ego. Die Bank finanzierte die Wohnung, zwei Hin- und Rückflüge im Jahr. Dazu ein Taschengeld in Form des Gehalts.

Alison hatte nicht die geringste Lust, nach San Francisco zurückzukehren, und noch weniger, ohne ihn in Frankreich zu bleiben. Jérémie wäre »The One«. Sie würden Barbie und Ken sein. Sie folgte ihm nach Asien und nahm eine Stelle bei Helena Rubinstein an. Mit dem Flughafensektor betraut, überprüfte sie die Präsentation der Marke in den Duty-frees der Region. Sie hatte sich vorgestellt, Südostasien mit ein paar Lippenstiften im Gepäck zu entdecken. Aber sie kam nie über den Zoll hinaus. In den immer gleichen Abteilungen von Singapur bis Manila kontrollierte sie die Anordnung der vergoldeten Döschen. Die Flugzeugmenüs bereiteten ihr Übelkeit. Sie schleppte stets Quarktöpfchen und Süßstofftütchen von Canderel mit sich herum. In fensterlosen Lagerhallen, zwischen zwei Werbetafeln mit vorpubertären, ewige Jugend versprechenden Models, schlang sie ihren Mischmasch hinunter. Ein Flugzeug folgte dem nächsten. Mit dem Druck in der Kabine schwollen ihre Beine unter dem Handelsvertreterrock zusehends an. Sie hatte von der großen Weite geträumt. Sie bekam Füße wie Bärentatzen. Eingezwängt in Kompressionsstrümpfe, roch ihr Leben nach Kerosin und den gebratenen Nudeln mit Cashewnüssen aus der Economy-Class.

Nach einer Woche Flughafenhopping sah sie Jérémie am Freitagabend wieder. Die Westeuropäer feierten die letzten Jahre der Kolonie mit Dschunken-Wochenenden oder mit Tsingtau-Bier in den Bars von Lang Kar Fong. Mitten im Geschäftsviertel dröhnte ein Madonna-Remix, linientreu gesampelt.

Sie richteten sich gegenüber von Hongkong auf der Lantau-Insel ein.

Der Wohnkomplex war noch ganz neu und von den Ausländern, die für ein Naturjoghurtpack zehn Dollar ausgaben, in Beschlag genommen. In der Anlage befand sich ein riesiger Sportklub: Sandplätze für Tennis, Räume für Cardio-Gymnastik und für Kinderbetreuung. Am Rand des Schwimmbeckens schlürften Jérémie und Alison genüsslich Eistee, den ihnen Chinesen in weißen Baumwollshorts brachten. Das Ganze glich einem Campus für die Altersklasse der Dreiundzwanzig- bis Achtundzwanzigjährigen. Ein Ferienklub, ein weiteres Getto.

Nach seinem »Militärdienst« wurde er von der Konkurrenz »gekapert«. Die Bank verdoppelte sein Gehalt und sicherte ihm die Business-Class zu. Der Derivatemarkt weitete sich sprunghaft aus. Es war das allerneueste Gewinnsystem, eine Finanzinnovation, die die Branche sich genehmigte, um ihre Profite und das Wahnbild eines unbegrenzten Wachstums aufrechtzuerhalten. Jérémie war einer der Ersten auf dieser neuen Welle. Als er anfing, waren in der Abteilung sieben Mathestudenten beschäftigt. Zwei Jahre später unterstanden ihm hundert Leute, Hand an der Hosennaht. Mit neunundzwanzig Jahren übernahm er die Verantwortung im Weltmaßstab. Der Asienausgabe des *Economist* zufolge war er die »Engelsfratze der Derivate«.

Sie zogen in ein Haus auf dem Victoria Peak um, das sie von einem Trader von Salomon Smith Barney übernahmen, der an die Börse von Tokio wechselte. Mit ihrem Angestelltenlohn konnte Alison gerade mal die Grillparty bezahlen. Sie verzichtete. Sie lernte Kantonesisch, die besten Dim-Rezepte, veranstaltete Themenpartys: Sechzigerjahre, Indianer oder *Starsky & Hutch*. Auf den mit kurzärmligen Chinesen besetzten Fähren verschlang sie mit angehaltenem Atem Marquis de Sade. In bester Stimmung legte

sie in der Schwimmhalle des Four Seasons Kilometer um Kilometer zurück und kam auf diese Weise wieder zu Kräften.

Im darauffolgenden Frühjahr wurde Jérémie in den engeren Kreis der Führungsriege der Bank aufgenommen. Sie waren begeistert von seiner Jugend, sie wollten sein Verderben. Er würde ein Rising Star sein, ein Komet, der zerschellen würde. Es passierte beinahe zu schnell. Ein Typ in seiner Gruppe hatte innerhalb einer Woche zweihundert Millionen Euro veruntreut. Um ein Exempel zu statuieren, entließ die Bank die gesamte Leitungsebene. Jérémie machte Schlagzeilen. Er war der »Boss der Betrüger«, der den Schwindel nicht hatte aufhalten können. Kontrollen existierten, aber niemand hatte ihn jemals aufgefordert, sich darum zu kümmern. Hatte er das ausgenutzt? Bunkerte er Geld in Singapur? Die »Engelsfratze der Derivate« fiel mit einem Schlag. Nach dem letzten Gespräch in einem Büroturm des Pariser Défense-Viertels eröffnete ihm der Präsident der Bank an der Türschwelle: »Einer muss dran glauben, damit das System bestehen bleibt. Danke für das, was du für uns getan hast.« Er hätte solch ein falsches Spiel nie für möglich gehalten. Die Kollegen füllten sich die Taschen, hielten sich bedeckt, logen oder stellten sich dumm. Sie ließen ihn fallen wie eine heiße Kartoffel.

Alison ertrug die Schande stoisch. Sie gaben das Haus auf dem Peak auf, stellten italienische Sofas, chinesisches Porzellan und dänische Bettwäsche in einem Möbelcontainer unter. Sie gingen auf Reisen, bekamen auf Bali ihr erstes Kind, ganz reizend. In den Ferienhäusern in Thailand und Malaysia warf Jérémie zwischen einem Babyfläschchen und einem Zackenbarsche-Angeln-Tauchkurs stets einen Blick in die *Financial Times* und tobte vor Wut angesichts

des Aufschwungs der Schrottpapiere. Das war kein Run nach Gold, sondern ein Meer von Schmutz. Er hatte gelernt, misstrauisch zu sein. Um die Zeit totzuschlagen, machte er sich an die Analyse. Wie eine Ratingagentur verglich er die Produkte, untersuchte ihre Zusammensetzung, notierte die ihnen zugrunde liegenden Hypothesen. Er stieß auf eine Exceltabelle, ein Monstrum, das nur er entschlüsseln konnte. Er verbrachte immer mehr Zeit vor dem Computer. Alison wurde unruhig: Genügte sie ihm nicht? Schaute er sich Pornofilme an? Sie wollte weitere Kinder. Während des Essens sprach Jérémie nur noch von Schrottpapieren. Dieser Markt war eine Zeitbombe. Er wettete darum, dass im August alles zusammenbrechen würde. Finanzkrisen brachen immer mitten im Sommer aus. Im Jahr 2007 täuschte er sich nicht. Das war sein größter Coup, man nahm ihn gnädig wieder auf.

Nach dem ersten Zusammenbruch der Märkte konnte er dank seiner riesigen Exceltabelle die Ursachenkette aufdecken, die Dominoeffekte vorhersagen und Szenarios für einen Ausweg vorschlagen. Das hatte kein Banker auf seinem Posten vermocht, die waren viel zu sehr damit beschäftigt, die Gewinne zu maximieren. Niemand hatte sich die Mühe gemacht oder die Zeit genommen, nachzusehen, was hinter den Zeichen AAA der Ratingagenturen steckte. Niemand wusste, wer was besaß. Die Chefs der französischen Banken schworen Hand aufs Herz, dass sie keine »giftigen Kreditpapiere aus den USA« hätten. Die meisten glaubten sogar selbst daran.

Den Konkurs seines ehemaligen Dienstherrn hatte Reuters vorausgesagt. Jérémie kannte die Bank in- und auswendig. Er hatte einen ihrer Pfeiler aufgebaut, ihr Innerstes auseinandergenommen. Er rief den Generaldirektor an, mit dem niemand mehr sprechen wollte. Seine Kumpel bei

anderen Banken schnitten ihn, aus Angst, das Pech könnte ansteckend sein. So fallen gelassen, hatte er nichts mehr zu verlieren. Jérémie fand ihn in einem Zustand größter Panik vor. Völlig durcheinander, wiederholte der Absolvent der Elitehochschule ENA und Finanzinspektor ein ums andere Mal: »Nur gut, dass meine Eltern schon tot sind. Aber was werden meine Kinder sagen?« Achtzigtausend Arbeitsplätze und ebenso viele Familien waren bedroht.

Jérémie versuchte nicht, ihn zu beruhigen. Er öffnete seine Superkiste und nahm einen Bogen Papier heraus. In einer Stunde hatte er es über und über mit Details für zwei Exit-Strategien beschrieben. Gemeinsam entwickelten sie einen Plan, um das überflüssige Fett auf dem schnellsten Wege abzustoßen, legten eine Summe fest, riefen das Finanzministerium an. Jérémie erfand einen neuen Beruf für sich: Bankensanierer, Spezialist für giftige Kreditpapiere. Sein Arbeitgeber diente ihm als Versuchskaninchen. Sie gingen alle beide stolz erhobenen Hauptes aus diesem Manöver hervor. Wieder im Sattel, gerettet. Jérémie baute die Bank um, dann schlug er zu: Er verlangte seine Provision (einen Prozentsatz der abgetretenen Summen) und strich drei Millionen Euro ein.

4

Clara steht vor dem viereckigen Spiegel im Badezimmer und trägt die ersten Worte ihrer Rede zusammen. Heute Abend um zwanzig Uhr wird sie im Sitzungssaal der UNESCO mit dem Orden Chevalier des Arts et Lettres ausgezeichnet. Bertrand, ihr Mann, hatte seinen Amtskollegen im Ministerium für Kultur und Kommunikation überredet, sie auf seine »Vorschlagsliste« zu setzen. Sei es, um sie zu verführen, sei es, um geliebt zu werden, er hatte schon immer das Bedürfnis gehabt, ihr etwas zu schenken.

Nur in Slip und BH, malt sie sich aus, wie sie am Rednerpult stehen wird. Im Spiegel probiert sie die Haltung des Kopfes und des Kinns aus, nicht zu hoch – eingebildet, nicht zu tief – kleines Mädchen. Sie stellt sich in Positur, lächelt sich zu, schiebt die Schultern zurück. Sie legt die Hände unter die Brüste, wie in einer Wonderbra-Werbung. Dann besinnt sie sich eines Besseren: »Meine lieben Freunde, ich bin tief bewegt, Sie heute Abend an meiner Seite zu wissen …«

Der Nachbar über ihr uriniert ausgiebig, zieht dann die Spülung. Als sie sich für den Beruf der Auslandskorrespondentin entschied, hatte sie das große Abenteuer im Sinn. Bei der *Bizness Day*, der Zeitung, bei der sie beschäftigt ist, untersteht ihr eine kleine Gruppe von Redakteuren. Sie schreibt einen Leitartikel pro Woche und zwei Reportagen pro Monat. Eigentlich hat sie einen Verwaltungsjob, sie ist Abteilungsleiterin und hat nichts von einem Ritter.

Einer Person mit vermeintlicher Macht tritt sie zunächst bestimmt und fest gegenüber, trägt ihre Argumente selbstsicher vor und durchschaut den Zynismus ihres Gesprächspartners vollkommen. Dann, nach ein paar Sätzen, verlässt sie der Mut und sie stimmt allem zu. Sie lächelt über dumme Witze und hört sich ungerechtes Gerede an. Sie bedankt sich ganz leise für die ihr zugestandene Zeit. Wie ein kleines Mädchen bei der ersten Kommunion, ein Püppchen, das immer nur Ja sagt aus Angst, dass man sie im Stich lässt. Am liebsten würde sie dieser Bande von Fieslingen eine Bombe vor die Füße werfen. Aber sie hat nur Wasserpistolen: einen verrosteten Füller, den sie nicht mehr benutzt; eine Zeitung, die dank der Finanzierung durch einen Rüstungsriesen überlebt; einen Ehemann, dessen Ideale sich durch fast fünfzehn Jahre Ministerialdienst nach und nach aufgezehrt haben.

Am Anfang ihrer Karriere hatte sie die Journalisten kritisiert, die in die Falle des Establishments tappten. Von sich selbst glaubte sie, sich nicht unterzuordnen. Eine postmoderne *Ninja Turtle* mit dickem Panzer, bereit, irgendwo im Sumpf zu enden. Auch wenn sie sich unverstanden fühlte, einsam wie ein Krokodil, mit im Kampf ausgebrochenen Zähnen. Clara wollte recherchieren, Affären aufdecken, die Wahrheit ans Licht bringen. Verschanzt hinter den Zwängen ihrer Zeitung, stieg sie auf. Mit ihren Pseudonachrichten, Tweets und sonstigen Vernebelungs-Posts weltweiter sozialer Netzwerke hält sie das »System« in Gang. Sie verlässt ihren Sessel nicht mehr.

Clara träumte davon, frei zu sein. Sie ist eine Lüge in Kinderkleidern von Petit Bateau. Bei ihrer Karriere hatte ihr der Wunsch zu gefallen immer eine Falle gestellt. Sie sucht ihre Kleidung sorgfältig aus, »Verkleidungen« für ihre Termine, sie verändert ihre Stimme, um wie eine

Erwachsene zu sprechen, schminkt sich zurückhaltend. Sie »formatiert« sich, passt sich an, um »annehmbar« zu sein. In ihrer etwas vernachlässigten Vierzimmerwohnung versucht sie diese Person im Spiegel zu verstehen. Mit der Hand drückt sie eine imaginäre Pistole auf ihr Spiegelbild, zielt zwischen die Augen. Enttäuschte altern unschön. Man rebelliert, wie man es verdient. In Frankreich ist die Empörung zu einem Werbekonzept geworden. Wie die Liebe und die Freiheit.

Ihr Handy piept, ruft sie zur Ordnung. Sie wird zu spät zur Redaktionssitzung kommen. Sie zieht hastig irgendetwas an, schnappt sich einen Zwieback aus dem Küchenbord, tritt auf Honigpopcornkrümel, die auf dem schon etwas beschädigten hellgrauen Fliesenboden herumliegen. Voller Panik bei dem Gedanken, auch nur eine Viertelminute zu spät zu kommen, rast sie los. Im Vorübergehen gibt sie dem Kindermädchen zehn Euro für Lucies Bio-Hacksteak-aus-regionaler-Produktion. Sie beugt sich herunter, um ihrer Tochter einen Kuss zu geben. Die Kleine sieht ihrer Mutter fest in die Augen und trällert: »Das Leben ist ein Maskenball, da verkleiden sie sich all'.«

Wer sagt denn, dass sie im Kindergarten nichts mehr lernen? Bemerkt Lucie ihre angeknabberten Fingernägel, ihren unruhigen Blick, wenn ihr Handy klingelt, ihre krankhafte Abhängigkeit von E-Mails, ihre – niemals gesehenen – tausendundein Facebook-Freunde, ihre ständige Angst, etwas zu verpassen? Weiß sie, dass ihre Mama, die die Barbiepuppe weggeworfen, die Prinzessinnenmärchen, Made-in-China-Produkte und Kuchen aus industrieller Herstellung verbannt hat, ein Haustier ist, darauf abgerichtet, die Regeln einzuhalten? Sich entschuldigend geht sie los. Auf dem Treppenabsatz hebt sie den zerknüllten Zettel mit der Einladung zum Nach-

barschaftsfest auf und fängt sich wieder. Als braves Mädchen wird sie wohl die Zeit finden, ein Olivenbrot zu backen.

5

Auf dem Bürgersteig der Rue Bayard klappern Vanessas Absätze wie Hämmerchen. Alle achtundzwanzig Tage ist ihr Unterleib in Aufruhr, dann schluckt sie eine Ponstyl nach der anderen. Sie wird älter, die Schmerzen nehmen zu. An solchen Tagen fühlt sich Vanessa wie aufgelöst, nicht ganz auf der Höhe, zu nichts zu gebrauchen. Sie hat starke Trümpfe in der Hand: Sie ist die stellvertretende Leiterin der Corporate Affairs bei Public, einer der größten Kommunikationsberatungen der Welt, und bald Chefin einer Maschinerie, die freidreht. Große Bosse, Politiker, Akteure – Vanessa hat sie alle in ihrem allerneuesten iPhone. Sie bereitet Übernahmeangebote vor, setzt ihre »Bauern« in Aufsichtsräte, weiß, wer in welchem Bett schläft. Für ihren Vorgesetzten ist sie ein junger Hengst, für ihre Konkurrenten eine junge Stute.

Ihr Handy zeigt ihr eine Nachricht von Bertrand an, direkt aus Bercy. Ihre Studienkollegen machen das Herz ihres Netzes aus. Champagner mit Jahrgangsstempel zu Weihnachten, Einladungen zu Premieren, SMS zu den Geburtstagen der Kinder – sie verhätschelt sie. Sie sind ihre Informanten, und wenn sie an den Schalthebeln sitzen, ihre besten Kunden. Durch sie wird sie bald über ein Imperium der Verschleierung und der Vortäuschung herrschen. Sie wartet auf ihre Stunde, beobachtet sie, hilft ihnen, eine Tür nach der anderen bis zum engsten Kreis der Macht aufzustoßen. Sie überfliegt die SMS:

Sozialer Konflikt bei Prochan wahrscheinlich. Bereite dich vor. Küsschen. Bertrand.

Sie ignoriert die Nachricht. Gewählte Volksvertreter sind machtlos. Wer wirklich regiert, wurde nicht gewählt. Innerhalb von dreißig Jahren ist die Macht von den Parlamenten auf die Aufsichtsräte übergegangen. Die Menschen sind ein Marketing- oder Finanzprodukt, die Politiker nur ein Aushängeschild und entsprechend schlecht entlohnt. Unteres Personal. Bertrand, Feuerwehrhauptmann in einem brennenden Turm, kann warten.

Rot vor Zorn steigt sie in ein Taxi. Sie hat ihrem Dermatologen gerade mit einem Prozess gedroht. Er hatte ihr die Eigenschaften einer Wunderkur auf Proteinbasis gegen das Altern angepriesen. Das Mittel befindet sich in einem Laboratorium der Stanford University noch in der Testphase. Mit **FOXO3** gedopt, leben die Laborwürmer doppelt so lange. Bridget Pone ist verrückt danach. Dass der Star seinem achtjährigen Sohn Botox in die Füße gespritzt hat, spielt keine Rolle. Für Vanessa war Pone das beste Verkaufsargument. Sie tut alles, um ihr zu ähneln, seitdem die *CB News*, das Blatt der Werbebranche, sie in einem ganzseitigen Porträt als »die einflussreiche Bridget Pone« bezeichnet hat. Dreitausend Euro über die Kreditkarte, und Vanessa hat sofort mit der Behandlung begonnen. Nicht ein einziges Fältchen ist verschwunden, dafür hat sie Akne und wacht nachts von Koliken auf. Vanessa ist eine Prinzessin im Reich der Kommunikation, in der Lage, Köder und Fallen aufzuspüren, und eine gefürchtete Strategin, aber immer die Geprellte, sobald es sich um sie selbst handelt.

Ob Sportcoach, Diät- und Stilberaterin oder Kosmetikerin, sie hält einen ganzen Betrieb nur für sich allein in Gang. Sie will das Wirken der Zeit aufhalten und gibt dafür enorme Summen aus. Sie wohnt in einem großen Hausmann'schen Appartement im VII. Arrondissement mit Blick auf den Eiffelturm, geht bei den Pariser Promis

ein und aus. Zwischen zwanzig und fünfunddreißig hatte sie ein Abenteuer nach dem anderen, häufte Liebhaber an und sammelte Verlobungsringe. Sie könnte ganze Ketten daraus herstellen, manchmal denkt sie daran, es zu tun. Wie ein Werk, dem sie den Titel *Diamonds are NOT forever* geben und um das man sich in einer Galerie in der 22. Straße von Manhattan reißen würde. Ihre Abende verbringt sie, verschanzt hinter Pseudonymen, mit Surfen auf *ASmallWorld*, dem Facebook der VIPs, oder auf der Partnerbörse *Meetic*, ein Glas Côte-Rôtie in der Hand. Wenn sie sich in einem der seltenen Augenblicke der Klarheit, oft nach einem Sportkurs, einmal fallen lässt, muss sie sich eingestehen: Trotz ihrer Anstrengungen ist ihr Leben armselig. Sie telefoniert mit ihren Psychotherapeuten (sie hat sich für all ihre Neurosen eine ganze Sammlung davon aus jeder Richtung zugelegt), schwitzt in einer Halle bei vierzig Grad ihr Hemd durch, um mit Bikram-Yoga »alle Gifte auszutreiben«. Von sich selbst überzeugt, stürzt sie sich wieder und wieder in den Kampf, auch wenn sie die Kollektion von Krücken, die ihr zu leben helfen, nur schlecht verbergen kann.

Das Taxi setzt sie vor dem Berkeley in der Avenue Matignon ab. Der Fahrer schimpft und durchwühlt seine Taschen. Vanessa hat nur einen Fünfzigeuroschein für eine Fahrt, die acht kostet. Murrend gibt er ihr das Geld heraus. Sie steigt aus, wirft die Tür zu. Auf die Vorderseite eines der Zwanzigeuroscheine hat jemand mit schwarzer Tinte geschrieben: »Ich bin ein Stück Papier und kontrolliere dein Leben.«

Sie holt ihren Fitbit Ultra aus der Tasche und stellt ihn mit einem Daumendruck an. Von der Größe eines USB-Sticks, zeichnet ihr Schrittzähler die wichtigsten Daten in Echtzeit auf: Anzahl der Schritte, zurückgelegte Entfernung,

verbrauchte Kalorien. Sie atmet erleichtert auf: Trotz Taxi ist sie im Bereich ihres gewünschten Kalorienverbrauchs. Zweifellos die Wut.

Während ihrer Periode schreit sie jeden an, egal weswegen. Sie vermeidet wichtige Termine, hält sich ihren Kalender frei. Vanessa hat sich mit einem Mann zum Essen verabredet, mit dem sie bedenkenlos umspringen kann, ein »Freund«, Fernsehmoderator. Ewig fünfunddreißig, hat er in Wirklichkeit gerade seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag gefeiert. Jedes Jahr im Juni, während des Mercato, dieses großen Jahrmarkts, auf dem sich das Karussell für die Crème von Rundfunk und Fernsehen dreht, droht ihm der Rausschmiss. Vanessa kennt die Programmdirektoren, tätigt ein paar Telefongespräche. Jahr für Jahr bewahrt sie ihn vor Ärger. Um sich zu revanchieren, wird er sofort aktiv, wenn sie eine »Stütze« für einen Kunden braucht: Handelt es sich um einen Künstler, lädt er ihn in seine Sendung ein; ist es ein Unternehmen, postet er auf seinem Blog ein Loblied auf dessen letzte Sponsorenaktion; und bei einem Politiker arrangiert er ein Gefälligkeitsinterview mit vorher zugeschickten Fragen und Auslassungen beim Schnitt, wenn der Betreffende nicht zufrieden ist.

»Meine Liebe, wie schön du heute bist!«, ruft der Moderator aus, der seit einer Dreiviertelstunde auf sie wartet.

Er ähnelt einem in die Jahre gekommenen Gigolo. Sein Gesicht gleicht einer dicken Kakaobutterschnitte: zwei Schichten Make-up und drei Puderschichten in unterschiedlichen Tönen.

»Danke, du siehst auch nicht übel aus«, antwortet sie und zieht die Augenbrauen hoch.

Diese automatisch dahergeredeten Sätze zermürben sie. Sie hat sie so oft wiederholt, dass sie den Eindruck hat, sie selbst erfunden zu haben.

»Wie geht es dir?«, fragt sie mechanisch.

»Ich kann nicht mehr«, seufzt er.

Vanessa schaltet auf Autopilot. Als Tränenablage zu dienen, ohne jemals die eigenen zu zeigen, macht die Hälfte ihrer Arbeit aus.

»Der Sender geht baden. Paris nervt mich, das Fernsehen ist tot. Die Produktion will auf meine Stelle so eine zwanzigjährige Schnecke vom Casting für *Secret Story* setzen. Auf meinem Blog werde ich nur noch beschimpft. Auf meine Facebook-Mitteilungen keine Reaktion: Nicht mal zwei ›Gefällt mir‹ auf den letzten Eintrag, stell dir das mal vor! Und die von Wikipedia wollen mich abschießen«, sprudelt es aus ihm heraus.

»Wegen Wikipedia mach dir keine Sorgen. Unser Online-Rufschädigungsdienst bringt das in Ordnung«, wiegelt Vanessa ab.

»Glaubst du? Ich werde mich noch umbringen«, gesteht er.

In einem Zug leert er ein Glas San Pellegrino, um seine Tränen zu unterdrücken. Aus Abscheu vor so viel Schwäche wendet Vanessa den Blick ab. Ein Yorkshire auf einem Hocker am Nachbartisch winselt ungeduldig. Er hat denselben Haarschopf wie seine Herrin, eine wasserstoffblonde Oma. Sie teilt sich ein Kabeljaufilet mit ihrer Urenkelin, die völlig aus dem Häuschen ist wegen des nächsten »Prinzessinnenballs«. Wie zur Befreiung klingelt Vanessas Handy. Nach einem Blick auf die Nummer erklärt sie ihrem Freund:

»Entschuldige, aber ich muss rangehen. Wie die mir auf die Nerven geht, aber ich schwör dir, ich brauche nur zehn Sekunden. Es ist wichtig.«

Sie lehnt sich in den goldsamtenen Sessel zurück und drückt die grüne Taste ihres Apparats:

»Na, meine Liebe, wie geht es dir? Ja, selbstverständlich habe ich an deine Kampagne gedacht.«

Vanessa verzieht das Gesicht, äfft ihre Gesprächspartnerin nach.

»Ja, du musst unbedingt hervorheben, was dich auf dem Fleischmarkt von den anderen unterscheidet. Du bist die Nummer eins, oder? Also, du musst jetzt in die Offensive gehen.«

Die neue Kampagne ihrer Kundin ist in der Metro plakatiert: *Ein großes Rinderfest zum Valentinstag* – Vanessas Idee. Sie lächelt dem Yorkshire zu, spricht immer lauter:

»Wir brauchen heute richtige Leader, keine alten Knacker in blauen Anzügen. Nein, solche, die eine Vision von der Welt haben, ich meine, eine *richtige* Vision. Verstehst du? Kannst du mir folgen? Also, ihr müsst der Zuckerberg oder auch der Larry Page des Rindfleischs werden. Wer? Na, du weißt schon, der Chef von Google, dieser Junge da, im Kapuzenshirt … Ach was, den kennst du nicht …?«

Vanessas Blick bleibt am Gesicht ihres Moderator-Freundes hängen. Das Make-up hat sich an den Nasenflügeln gesammelt, eine Art Sahara-Dünen. Die letzte Wangenoperation ist schiefgegangen. Sein Gesicht ist zum Schlachtfeld der Schönheitschirurgen geworden. Mit Kortison vollgepumpt, hat er in einem Monat zehn Kilo zugenommen.

»Na dann, ich vergesse dich und dein Fleisch nicht, ja? Aber jetzt muss ich aufhören, ich bin gerade in einer Besprechung. Ja, meine Liebe … die Kerle mit ihren Kapuzen … ich ruf dich wieder an. Tschüs, sei umarmt.«

Sie drückt die Aus-Taste, fassungslos.

»Mein Gott, diese kleinen Provinzklitschen. Da fragt man sich, ob die überhaupt Internet haben«, kommentiert Vanessa und lacht wie eine hysterische Ziege.

Sie sieht sich auf einmal in einem Spiegel. Ihr Herz macht

einen Sprung: Sie wird ihrer Großmutter immer ähnlicher. Sie schließt die Augen, atmet tief durch und denkt an die letzten Ratschläge ihrer Yogalehrerin: »Richte dich auf, öffne dein Sonnengeflecht, stell dir vor, dass sich deine beiden Schulterblätter berühren, schließe die Tür deines Tempels. Und vor allem: Atme.«

Der Yorkshire bellt und unterbricht ihre Gedanken. Paris ist ein Zirkus. Es ist die Stunde der Clowns. Die frühere Entwicklungshilfeministerin, Yasmina Roumi, geht quer durch das Restaurant. Sie hat denselben Botox-Lieferanten wie die meisten Leute an den Tischen, ein Spezialist, der in Saint-Barth lebt, wenn er das Triangle d'Or nicht gerade in eine Ausbesserungswerkstatt verwandelt. Unter dem Einfluss ihrer Ehefrauen oder Geliebten strömen seit einiger Zeit auch Geschäftsleute zu ihm. Sie kommen wegen Faltenunterspritzungen in die Stirn. Das Botulin legt die für die Faltenbildung verantwortlichen Muskeln still. Die Kerle verwandeln sich in Wachsmasken. Mit der Zeit erreicht die Substanz das Herz. Sie empfinden nichts mehr. Die ehemalige Ministerin wirft Vanessa vernichtende Blicke zu, sie hält sie für eine Verräterin. Sie unterstützt ihren Konkurrenten um den Posten des Bürgermeisters von Paris. Vanessa entblößt ihre von Zahnstein befreiten Schneidezähne zu ihrem breitesten Lächeln. Sie wittert Blut, und das bereitet ihr Freude.

»Nein, so was! Die hat sich ja genauso verhunzen lassen wie diese Bogdanoff-Brüder«, ruft sie aus, als die frühere Ministerin weitergegangen ist.

»Was?«, fragt der Moderator ganz verwirrt und versucht, sein Gesicht in den Händen zu verbergen.

»Sie hat sich so sehr mit Botox vollgepumpt, dass sie nicht mal mehr die Augen schließen kann.«

Vanessa vergisst ihre Aknepickel, ihre nächtlichen Koliken, ihren nächsten Injektionstermin in einer Woche.

Finster dreinblickend steht die Oma mit der blonden Haarpracht und dem Yorkshire vom Tisch auf.

»Na schön. Sag mal, wo waren wir stehen geblieben? Worüber hatten wir gerade gesprochen? Ach ja, deine Projekte«, sagt Vanessa und blickt ihrem Gegenüber direkt in die Augen.

»Super, super, alles okay«, erwidert der Moderator missmutig und greift zur Speisekarte.

Am liebsten würde er ihr eine Gabel ins Gesicht schleudern, und während er in die Karte guckt, legt er sich einen Plan zurecht. Vanessa nimmt einen Salat mit marktfrischen grünen Bohnen zu dreißig Euro. Sie hält sich mit dem Essen zurück, für sie ist das eine Frage der Effizienz. Nüchtern lässt es sich besser nachdenken. Das hat sie heimlich im *Psychologies Magazine* gelesen.

Ihr Handy zeigt eine Nachricht von Public an, vom Sekretariat des Präsidenten. Sie ist mit einem roten Ausrufezeichen versehen.

Personal nimmt Leiter der Prochan-Filiale Place d'Italie als Geisel. Börsenkurs fällt rapide. Krisensitzung in zwanzig Minuten.

Vanessa steht auf und verabschiedet sich.

»Oje, entschuldige, die Pflicht ruft. Ein gefesselter Chef. Nicht zu fassen, dieses Land! Alles, was Beine hat, macht sich aus dem Staub. Wir werden noch alle im Ausland landen.«

Während sie ihre Sachen nimmt, kann sie ihre Erleichterung darüber, das Essen abzukürzen, kaum verbergen. Er hätte ihr nichts gebracht.

»Die Rechnung geht selbstverständlich auf mich, lass es dir schmecken. Ich werde mich um deine Wikipedia-Seite kümmern. Salut, mein Lieber.«

Im Taxi sieht sie ihre E-Mails durch, prustet los, als sie die letzte Erfindung eines ihrer Kunden entdeckt, mit der er »seine Supermärkte im Zentrum der Stadt menschlicher gestalten« will: Seine Angestellten sollen nach dem Gangnam Style tanzen. Zu bestimmten Zeiten mit diesen Flashmobs »das Leben feiern«, »alle zusammen sein« und vor allem »es denen von Monoprix ordentlich zeigen«, schreibt er.

Bei Google stößt sie auf einen neuen Artikel über Sébastien Costal. Für ihre eigentlichen Sorgen hat sie sich Alerts eingerichtet: Fortschritte in der Schönheitschirurgie, Gerüchte über ihre Kunden, aktuelle Lage ihrer potenziellen Kunden. Als Europa-Chef für Kommunikation von Folman Pachs ist Sébastien Costal eine hochinteressante Person für Vanessa und ihren Arbeitgeber. Folman Pachs ist in Ungnade gefallen. Das trifft auch die Unternehmenskommunikation. Vanessa spürt Sébastien seit den Studienjahren nach, seitdem sie »ihn liebt«, ohne je darüber gesprochen zu haben. Wenn Sébastien wenigstens die kurze Nachricht finden würde, die sie bei einer Party vor fünfzehn Jahren in seinem Lieblingsbuch hinterlassen hat. Sébastien feierte gerade den Einzug in seine neue Wohnung, eine etwas verrückte Maisonettewohnung im VI. Arrondissement, mit Balken, Terrakottafliesen und Büchern bis zur Decke. Vanessa hatte viel getrunken. Überzeugt, dass er es immer wieder aufschlagen würde, hatte sie auf die erste Seite von *Anna Karenina*, einem seiner Heiligtümer, geschrieben: »Ich liebe dich, ich hab dich schrecklich gern.« Das war, bevor sie aufhörten zu trinken, zu singen, zu rauchen, sich für andere Dinge zu verausgaben als für ihre Arbeit. Und vor den Pillen für alles: das Gewicht, den Orgasmus, den Katzenjammer.

Seitdem wartet sie auf ein Zeichen, einen Anruf. Vanessa, die Königin im Reich der Phrasen und der Manipulation.

Es ist ihre einzige zärtliche Äußerung. Er hat sich niemals für irgendjemanden interessiert. Sébastien ist seinem Weg gefolgt, ohne einen Blick für sie.

6

Seit der Rettung durch einen großen Industriekonzern hat sich Claras Zeitung radikal verändert. Die unbefristeten Arbeitsverträge wurden durch befristete ersetzt, die angestellten Journalisten durch freie, die nach Zeilen bezahlt werden, die Vor-Ort-Recherchen durch AFP-Meldungen. Die Direktion hat Pflanzen und Spesenrechnungen untersagt. Ein junger Volontär verschanzt sich hinter dem Empfangstresen. Über ihm breitet sich die Website der Zeitung, der Gegenstand aller Verbitterung, auf einem riesigen Flachbildschirm aus.

Clara kreuzt mit Verspätung im Redaktionssaal auf. Die Journalisten sitzen antriebslos an einem U-förmigen Tisch, halten sich an ihren Kaffeebechern fest, denen noch ein Nachgeschmack von Tomatensuppe anhaftet. Wie in der Schule hören sie ihrem Chefredakteur zu, der die Themen verteilt.

»Aber da ist ja die Königin des Tages. Bloß keine Eile. *Wir* haben ja alle Zeit!«

An seinem iPod klebend überprüft er alle zwei Minuten die Aktualisierung der Website der Zeitung. Wutanfälle und Slipper mit Troddeln sind seine Markenzeichen. Eine Schuppenflechte zerfrisst sein Gesicht. In jedem seiner belanglosen Leitartikel verbreitet er sich über Humanismus und Moral. Er hat die Mitgliedskarte der Sozialistischen Partei seit 1967. Nach Jahren bei Hühnchen mit Morcheln in der Kantine der Partei in der Rue de Solférino isst er jetzt endlich jeden Donnerstag im Élysée.

»Séverine Leduc, das betrifft doch deinen Bereich, nicht wahr?«, legt er herausfordernd los.

Wie alle hochaggressiven Menschen brüllt der Chefredakteur herum, um seine Angst, bloßgestellt zu werden, zu verbergen. In jeder Sitzung braucht er eine Zielscheibe. Heute Vormittag lässt er Clara nicht einmal Zeit, den Mantel abzulegen.

»Ganz genau«, bestätigt sie gelassen. »Das ist die Praktikantin, die ich einstellen sollte. Du weißt ja, die Tochter deines Unternehmerfreundes. Des Königs der Brioches«, fügt sie etwas spöttisch hinzu.

Seit den Mittelkürzungen überschwemmen Praktikanten die Redaktion. Für vierhundertfünfzig Euro im Monat liefern junge Leute mit Masterabschluss Artikel wie am Fließband: schlampige Übersetzungen von angelsächsischen Informationen aus dem Netz, umgeschriebene Agenturmeldungen, auf Twittermeldungen basierende Reportagen. Séverine Leduc hat keine besondere Fachkompetenz. Sie ist das Nesthäkchen der Nummer eins der Brioches-Industrie. Ihr Lebenslauf war vor zwei Monaten auf dem Schreibtisch von Clara gelandet. Er trug den Vermerk »Einzustellen als Praktikantin +« und war mit den Initialen des Chefs unterzeichnet. »+« bedeutete »plus Kantinenmarke«. Eine Bevorzugung.

»Ach ja«, versucht er zu verharmlosen. »Aber lassen wir das. Viel wichtiger ist, dass wir für das hier keinen Bedarf haben, absolut nicht!«

Er schlägt die Zeitung auf der Doppelseite von Clara auf. Der Titel: *Die zehn bestbezahlten Chefs in Frankreich*.

»Was soll das? So einen Text liest man doch alle Tage! Der Hass auf den Boss steht gerade hoch im Kurs! Ich sehe nicht, wo hier das Problem sein soll.«

»Das Problem …«

»Wobei mir einfällt«, unterbricht ihn Alex, ein Journa-

list mit Kräuselhaar in Jeans und Holzfällerhemd, »haben Sie die Statements von Méluche gesehen? Und Beppe Grillo in Italien? Wenn Coluche noch leben würde, hätte er vierzig Prozent! Man muss diese maßlosen Gehälter unter die Lupe nehmen. Übrigens, da wir gerade dabei sind, wir könnten einen Artikel über den Boss von Public machen, der sich ganz nebenbei einen Riesenbonus genehmigt, nachdem er sich vor dem Volk geradezu rührend für die Begrenzung der Spitzengehälter ausgesprochen hat.«

Die Redakteure nicken zustimmend. Als unmittelbar Beteiligter hatte Bertrand Clara vom Defilee der Vorstände der im CAC gelisteten Gesellschaften letzten Sommer im Büro der Ministerin berichtet. Um ihren persönlichen Status zu verteidigen, hatten sie gedroht, nach Brüssel oder Singapur zu gehen und ihre multinationalen Unternehmen auszulagern. Ihr Vermögen, ihre solide geschäftliche Lage, ja sogar ihre Posten verdanken sie dem Staat. Heute sind die Vorstände der vierzig CAC-Gesellschaften zur Hälfte von der Politik eingesetzte ehemalige Staatsbeamte. Nach Jahren im Kabinett oder in der obersten Verwaltung mit der höchsten Gehaltsstufe stehen sie jetzt als Finanzinspektoren an der Spitze der französischen Banken. Unsere mächtigsten Unternehmer haben ihr Luxus- oder Bauimperium mithilfe öffentlicher Aufträge, unglaublich günstiger Zahlungsbedingungen und durch Klüngelei mit der Politik errichtet. Sie kaufen die Presse, haben Paris in der Hand. Der Chef von Public gehört zu einer dritten Kategorie, der des Jetsets der Global Player, der Klasse der Unberührbaren.

»Ab jetzt machen wir solche Artikel nicht mehr«, murrt der Chefredakteur mit zusammengebissenen Zähnen. »Der Chef von Crédit Populaire hat eben angerufen, du weißt ja, Clara, der, den ›deine‹ Praktikantin als Nummer zwei einstuft. Also, er hat mich gehörig abgekanzelt.«

»Ach ja? Es ärgert ihn wohl, nicht der Erste zu sein?«

Die Redakteure grinsen. Seit der Krise ähneln die Redaktionssitzungen immer mehr einer Vollversammlung des Gewerkschaftsverbands.

»Ich sage es dir, ich sage es euch allen hier, mit Artikeln dieser Art ist jetzt Schluss«, betont der Chefredakteur mühsam beherrscht.

»Aber es ist nicht Schluss damit, dass Sie seichte Texte von uns verlangen und immer mehr Infografiken statt Hintergrundartikel«, wirft ihm Alex der Holzfäller an den Kopf. »Na denn, es geht doch nichts über den Papierkorb!«

»Ich habe meine Meinung geändert.«

»Und warum?«, hakt Clara ein wenig spitz nach.

»Du hältst dich wohl für besonders schlau? Ich will es dir erklären. Der Chef von Crédit Populaire hat alle Abonnements seiner Gruppe gekündigt. Dreitausendfünfhundert Abonnenten in Luft aufgelöst, pftt, mit einem Telefonanruf. Glaubst du, dass wir uns das in diesem Moment leisten können? Brauchst du deinen Taschenrechner, um auszurechnen, wie viel deine ›Info‹ uns gekostet hat?«

»Aber diese Typen bekommen denselben Betrag in Euro, den sie früher in Franc hatten«, unterbricht ihn Alex, während er mit seiner rechten Hand den Plastikbecher zusammenpresst. »Ihr Gehalt hat sich um das Sechsfache erhöht, sie entlassen massenweise, der Staat deckt ihre Fehler mit öffentlichen Geldern zu, feuert sie der Form halber und setzt sie woanders wieder ein, und wir halten die Klappe! Diese Typen kommen aus der Krise noch reicher wieder raus. Wozu sind wir eigentlich da!«

»Ich habe euren Gerechtigkeitsfimmel satt«, belfert der Chefredakteur. »Dafür sind wir nicht da! Ihr seid Journalisten und nicht Martin Luther King.«

Die Redaktionsmitglieder erheben sich unter Protest. Bei

den Budgetkürzungen, dem Einbruch der Verkaufszahlen, der sinkenden Moral der Truppe und der allgemeinen Gleichgültigkeit bedeutet eine Tageszeitung herauszubringen ein wahres Heldenstück.

»Ich werde euch sagen, wozu ihr da seid«, fährt er fort. »Das ist offenbar nicht klar. Ihr seid dazu da, dass der Chef stolz ist, wenn er morgens in der Cafeteria seines Ladens die Zeitung aufschlägt! Stolz, auf Seite vier die letzte Kampagne seines Unternehmens zu sehen. Also, das Ziel ist, dass unsere Kunden, die Anzeigenkunden, auf ihre Zeitung stolz sind.«

»Die Anzeigenkunden … ihre Zeitung. Na, sieh mal einer an, und der Leser, was machst du mit dem?«, erwidert Clara herausfordernd, die Hände an den Hüften.

Es ist lange her, dass er Clara so heftig erlebt hat. Als er sie vor fünfzehn Jahren einstellte, gefiel ihm diese Seite einer fuchsteufelswilden Furie an ihr. Mit der Zeit sind sie alle gesetzter geworden.

»Dass du das endlich in deinen Schädel kriegst: Ohne Anzeigenkunden kein Leser. Ohne Anzeigenkunden kein Job. Kein Job für mich, kein Job für dich. Keine Zeitung. Wenn du den Ast absägen willst, auf dem du sitzt, na bitte, dann geh woandershin. Du kannst es ja mal als Bloggerin versuchen. Das würde gut zu dir passen mit deiner großen Klappe! Und nach sechs Monaten erzählst du mir dann, wie es bei der Suppenküche so läuft!«

Er wendet sich zu den Redakteuren und weist zur Tür. Infolge des Wutausbruchs hat seine Schuppenflechte eine blassviolette Färbung angenommen.

»Habt ihr begriffen? Unsere besten Ergebnisse hatten wir bei der Affäre Strauss-Kahn. Drei Wochen lang plus hundert Prozent. Nicht einmal bei Cahuzac hatten wir mehr. Genau das brauche ich!«

Die Affäre hatte eine ganze Kaste in hysterische Angst

versetzt, Angst, deswegen abgesägt zu werden, wofür sie bekannt ist: nämlich über dem Gesetz zu stehen.

»Ich brauche die allerneuesten Entwicklungen, Storys aus der Unterwelt, Gerüchte, Bettgeschichten!«, schreit der Chefredakteur.

»Wir sind eine Wirtschaftszeitung«, entgegnet Alex und krempelt seine Ärmel hoch.

»Ich pfeif drauf! Ich hoffe, die Dinge sind jetzt klar. Um fünfzehn Uhr will ich eure Artikel haben.«

Clara geht an ihm vorbei zum Ausgang. Ohne die Zähne auseinanderzunehmen, keucht er ihr ins Gesicht:

»Und du, Madame Ritter der Schönen Künste und meiner Arschbacken, pass auf, ich behalte dich im Auge. Dein Aufstieg in die Pariser Prominenz beeindruckt mich nicht.«

Solche Sticheleien sind alltäglich geworden. Es sollte sie treffen. Aber sie hat sich einen Panzer zugelegt, lässt sich nicht erschüttern. Niemand hier wird die Welt verändern. Kränkungen sind alles, was vom Gedankenaustausch übrig geblieben ist.

Sie geht durch den Redaktionssaal zu ihrem Schreibtisch. Im Bruneau-Katalog zum Aktionspreis gekaufte Tische aus erlenfarbenem Kunststoff biegen sich unter den nie gelesenen Büchern. Sie stehen dicht gedrängt in dem riesigen fensterlosen Raum. Ein schon etwas abgewetzter flaschengrüner Teppich dämpft die Schritte. Keine Privatsphäre zwischen den Arbeitsplätzen. Um die Gemeinkosten zu senken, hat der Eigentümer die gesamte Redaktion auf einer Etage zusammengelegt, vorgeblich weil die »Ideen so besser kreisen«. Und um die Zeitung zu »verjüngen«, hatte er sie umbenannt, aus *Das Raunen der Wirtschaft* wurde *Bizness Day* in blassorangefarbenen Lettern. Obwohl Kopfhörer sie voneinander abschirmen, belauern sich die Redakteure gegenseitig, verabreden sich per E-Mail zum Mittagessen. Sie fabrizieren Pauschalinformationen an die

Adresse der Anzeigenkunden, leichte Kost. Die **Fabrikation von Konsens**.

Claras Handy zeigt eine Nachricht von Alison an, seit der Studienzeit ihre beste Freundin. Die beiden sind füreinander so etwas wie ein Spiegel, in dem jede ihr Gegenteil sehen kann. Clara arbeitet, ist finanziell unabhängig. Paris ist ein Wettlauf der Ratten. Sie hängt sich an die Vorhut. Alison kümmert sich um ihre Kinder und um sich selbst. Ohne jeden materiellen Zwang führt sie ein Leben, als gleite sie leicht auf Wasserskiern dahin, im Vertrauen auf einen rätselhaften, äußerst brillanten, millionenschweren Ehemann. Die eine ist eine »befreite« Frau, die andere eine »Trophäe«. Sie schwanken zwischen der Überzeugung, alles zu haben, und einem tiefen Gefühl von Vergeudung. Dafür, was die jeweils andere hat, bewundern sie und beneiden sie sich, gestehen es sich jedoch selten ein. Clara entziffert die Nachricht:

Heute Abend bist du die Beste. The best. So proud of you. Go for gold! Your BFF, Ali.*

* Best Female Friend.

7

Im letzten Stockwerk eines neuen Sozialwohnungsblocks in Sarcelles erscheint auf einem von Antoines Bildschirmen das etwas verschwommene Gesicht Claras. Sie ist an ihrem Arbeitsplatz bei der Zeitung. Er hat ihre Webcam gehackt, die sie ohne ihr Wissen filmt. Er hat diese Frau angebetet. Für sie war er Tony der Starke, der Star des Campus, ein Meter dreiundachtzig voller Muskeln, Humor und Zärtlichkeit. Sie hätte ihn beinahe getötet und hat dann alles getan, um ihn zu vergessen. Ohne es zu wissen, hat er ihrem Leben eine Struktur gegeben. Für sein eigenes hat er das nicht geschafft.

In seiner Zweizimmerwohnung Nummer 9–3 gegenüber der Regionalbahn dienen unausgepackte Kartons als Möbelstücke. Herumliegende angebrochene Maisdosen, Ginflaschen, aufgerissene Erdnusstüten, Rasiercreme und alte Unterhosen verbreiten einen Geruch nach Rindercurry. Auf dem höchsten Karton thront wie eine Trophäe eine nagelneue Compound-Armbrust. Antoine streicht beim Vorübergehen darüber, es ist seine neueste Anschaffung, die er sich von den beim Pokerspiel wiederverwerteten Goldkursgewinnen im Internet gekauft hat. Oder umgekehrt.

Der einzige Tisch mitten im Zimmer blinkt wie eine fliegende Untertasse. Server, Lautsprecherboxen, Bildschirme wetteifern miteinander um Bilder und Geräusche: abgehackte Sätze arabischer Sender, Zahlenreihen, Standbilder von gehackten Überwachungskameras – und eben Clara in Großformat. Vor ein paar Tagen hat sich Antoine mithilfe

einer Schwachstelle bei Windows 8 in ihren Computer gehackt. Die Idee kam ihm nach fünfzehn Jahren, in denen er sie gemieden hat und zeitweilig völlig niedergeschlagen war. Er liest ihre E-Mails, hört sie, beobachtet sie bei der Arbeit. Er erkennt sie wieder, wie sie die Augenbrauen hochzieht oder sich am rechten Ohr kratzt, ein Tick, der ihn einmal dahinschmelzen ließ.

In jedem Jahrgang der Eliteschule »scheitert« eine kleine Minderheit von Personen und drückt so die Abschlussstatistiken über die »Platzierung« der Studenten. Im Jahrbuch der Ehemaligen, Gral der Headhunter, in dem jeder seine Heldentaten auflistet, werden sie unter »Sonstige« geführt. Antoine ist seit mehr als fünfzehn Jahren verschwunden. Von seinem Sockel gestoßen, pflegt er sein Schattendasein und ist unter die Hacker gegangen, ein Soldat aus der Not heraus, ein Meister der Piraterie. Niemand kennt ihn. Er lebt am Rand der Gesellschaft. Er ist einer der besten **Grey-Hats** von Paris, ein Netzpirat, der am Tag als White-Hat für die Sicherheit im Netz arbeitet und sie in der Nacht als Black-Hat unterhöhlt. In der Szene gilt er mit seinen bald vierzig Jahren als alter Hase.

Als Jugendlicher knackte Antoine Codes. Es machte ihm Spaß, sich mit seinem Computer in die Bastionen des großen Kapitals und die Zitadellen der Macht einzuschleichen: Banken, Waffenfirmen, Verfassungsschutz. Weder beschädigte noch entwendete er etwas, vielmehr informierte er die Geschäftsführer über die Sicherheitslücken. Es war ein Zeitvertreib ohne besonderen Zweck, eine Herausforderung der Technik. Während seines Studiums verzichtete er darauf. Der »Unfall«, der ihn nicht wieder hochkommen ließ, war ein Glücksfall für seine Karriere als digitaler Söldner. Seither hat er sich angewöhnt, sich am Computer neue Protokolle, Malware und Programmiersprachen

selbst anzueignen. Eine unliebsame Begegnung hat ihn dazu gebracht.

Während eines Flugs von Manila nach Amsterdam im Jahre 2009 saß er im hinteren Teil des Flugzeugs eingezwängt zwischen einem Holländer mit dicken Armen und einem jungen Spanier, anscheinend ein Surfer, der mit dem Holländer ein Gespräch anzufangen versuchte. Nach dem dritten Bier begannen sie von ihrem Urlaub zu erzählen. In der Annahme, sich nie wiederzusehen, sagten sie sich alles. Sie tauschten ihre Smartphones aus, verglichen die Fotos der Prostituierten, Mädchen und Jungen, alle minderjährig, die sie »aufgerissen« hatten. Als Ohrenzeuge wider Willen musste Antoine den Bericht ihrer Heldentaten über sich ergehen lassen. In einer Bar hätte er zugeschlagen. Unter dem Vorwand, ihnen Witze zuschicken zu wollen, ließ er sich ihre E-Mail-Adressen geben. Wieder am Boden, rächte er sich.

Von Paris aus überzog er die zwei perversen Typen mit einer regelrechten Attacke. Mittels eines Virus schickte er an alle ihre Kontakte eine Nachricht mit dem Foto der beiden in voller Aktion, betitelt: *Ich bin ein fetter Pädophiler, und ich genieße es.*

Antoine verschaffte sich auch Zugriff auf den Computer des Holländers. Der surfte auf Facebook und in Blogs mit dem Avatar eines jungen Mädchens, mischte sich in die Unterhaltung von Teenagern über Masturbation ein und wärmte Debatten über Fellatio wieder auf. Antoine benachrichtigte die Bullen, die ein Pädophilen-Netz aufdeckten. Einige Wochen später riefen sie ihn wieder an und schlugen ihm ein paar Einsätze vor: Antoine unterwanderte für sie das organisierte Verbrechen des Visakartenbetrugs. Er war tüchtig, angesehen und geriet so in die Welt der Geheimdienste. Er hat sich auf Informationsaustausch und Mailbox-Piraterie verlegt und ist Verbindungsmann des Ver-

bindungsmanns, kennt die Auftraggeber nicht, die Unterabteilung K – Wirtschafts- und Finanzaufklärung – des Inlandsgeheimdienstes, den Sicherheitsdienst Wirtschaft beim Auslandsnachrichtendienst, eine Privatgruppe, Matignon. Das ist eine Garantie für seine Sicherheit. Man bezahlt ihn für seine technischen Kompetenzen und seine soziale Nichtexistenz. Dank dieser Aufträge kommt er am Monatsende besser über die Runden, und sie machen mögliche Verluste beim Goldhandel oder beim Pokern wieder wett.

Im selben Jahr, in dem er seine Geheimdienstkarriere begann, fuhr er mit dem Motorrad nach Deutschland. Auf der Autobahn Köln–Berlin konnte er endlich zweihundertvierzig Stundenkilometer fahren. Er machte einen Umweg über das Brandenburger Tor. Zwanzig Jahre war es her seit der Wiedervereinigung. Zwanzig Jahre Illusion einer befriedeten Welt. Er ging zu Fuß hindurch. Auf einmal erschien ihm die Verbissenheit, mit der er die Realität unterwanderte, ihre dunklen, schmutzigen Seiten aufdecken wollte, fragwürdig, ein Rausch, der nichts anderes war als eine Flucht vor sich selbst. Wovor floh er, wenn er im Untergrund lebte?

In Berlin nahm er an einem Treffen des **Chaos Computer Clubs** teil. In einem überfüllten Saal führten zwei Männer ihr neuestes Programm vor, eine App zum Schutz von Hinweisgebern, um so die Meinungsfreiheit zu verteidigen. Der größere der beiden beanspruchte die ganze Aufmerksamkeit für sich. Julian Assange sammelte Freiwillige, um eine Unmenge von höchst vertraulichen Informationen zu bearbeiten und diese undichten Stellen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Antoine war misstrauisch: Ein richtiger Hacker versucht nicht, sich in den Vordergrund zu drängen. Anfangs missfiel ihm diese Bohnenstange mit dem weißen Haar-

schopf und den verrückten Ambitionen. Ein paar Monate später erhielt er das von Wikileaks hergestellte Video ***Collateral Murder***. Aus einem Apache-Hubschrauber heraus hatten GIs auf eine Gruppe von Fußgängern in den Straßen Bagdads geschossen. Mit ihren ultrapräzisen Infrarotbrillen hatten sie die Kamera eines der Männer mit einer Raketenabwehr »verwechselt«. Sie waren über Zivilisten hergefallen, die sie beschützen sollten. Im Bericht über die Militäroperation berief man sich auf Notwehr. Es war ein Blutbad. Dank Wikileaks ging das Video um die ganze Welt. Die amerikanische Armee musste den Übergriff schließlich eingestehen. Der saubere Krieg hatte nicht stattgefunden. Die öffentliche Meinung wendete sich. Antoine vergaß sein Misstrauen und kam aus der Deckung.

Seitdem treibt er sich während seiner reichlichen Mußestunden in Hackerkreisen, bei Anonymous oder dem noch schärferen LulzSec herum. Neben seiner Informantentätigkeit, für die er vom Staat, von der Armee oder von multinationalen Energie-, Automobil- und Lebensmittelkonzernen bezahlt wird, nimmt er jede Gelegenheit wahr, die Mächte zu entlarven, die sich hinter einem Avatar verbergen: Er torpediert Regierungsstellen während der arabischen Revolutionen, blockiert Transaktionen der Banken, hackt E-Mail-Konten privater Sicherheitsfirmen, deckt Schwachstellen im System der massenweisen Ausbeutung auf. Tagsüber arbeitet er für das Establishment und seine Dienstleister, nachts attackiert er sie.

8

Bertrand wäre nie von seiner Route nach Bercy abgewichen, hätte den knapp Vierzigjährigen am Vorabend nicht seine Kindheit eingeholt. Er war als Vasall seiner Ministerin auf Dienstreise im Département Drôme unterwegs. Sie kündigte höchstpersönlich einen Extrazuschuss über zehn Millionen Euro zur Unterstützung der Lederwarenindustrie an. Im Behördenjargon wird ein solcher Besuch als »Kundendienst« bezeichnet. Zur Rettung des Gütesiegels *Made in France* verspricht sie schnell mal zehn Millionen. Will man als Politiker seine Stellung behaupten, muss man auf die Abfolge der Abendnachrichten im Fernsehen Einfluss nehmen.

Seine Ministerin hat die Reise genutzt, um einem Bio-Schweinezuchtbetrieb ohne Vorankündigung einen Blitzbesuch abzustatten. Es bereitet ihr größtes Vergnügen, mit anzusehen, wie ihrem Siegelring tragenden Sekretär, Absolvent der ENA – Kaderschmiede für hohe Staatsämter – und zuständig für ihren Terminkalender, ihre Sicherheit, ihre Pinkelpausen und Friseurtermine, der kalte Schweiß ausbricht. Er kümmert sich um die Logistik, Bertrand um die Politik. Wie zwei ausgehungerte Bengel buhlen sie um ihre Aufmerksamkeit.

Die Bilder von einer heftigen Auseinandersetzung mit den Angestellten von Sanofi, die gegen einen Kündigungsplan demonstriert hatten, waren vom Fernsehteam von France 2 zensiert worden. Die Lokalgrößen scharwenzelten um die Ministerin herum. Fassungslos sah der Präfekt mit an, wie der Bürgermeister, die Regionalräte, die Präsiden-

ten der Handelskammer und des örtlichen Unternehmerverbands sie bedrängten. Sie stießen sich mit den Ellenbogen weg, um mit auf dem Foto des *Dauphiné Libéré* zu sein, in ihrem Wagen mitzufahren, ihre Handtasche zu halten. Besuch bei der Familienkasse, bei der Arbeitsagentur, Kaffee im Stehen und ein unverhofftes Gespräch mit einer Gemüsebäuerin über den ersten Spargel des Jahres – die Ministerin war fortwährend auf Trab. Weit weg von Bercy und einer bald nicht mehr zu verbergenden Katastrophe, schöpfte sie Atem. Die Sonne brannte auf ihre Wangen. Das Blut zirkulierte wieder. Sie bekam etwas Menschliches zurück, lächelte am Fuß der Treppe in Cannes wie Nicole Kidman: »Schaut her, Franzosen, zeigt euch«, hatte der Präsident bei der letzten Sitzung des Ministerrats hilflos ausgerufen.

Mit verschlossenem Gesicht, in Gedanken bei dem Berg unerledigter Arbeit, hielt sich Bertrand am Ende des Gefolges auf, das die Fußgängerzone im Laufschritt durchquerte. Töpferwaren, Nougatstangen, Honiggläser, Patés und Spargel – er schleppte die Geschenke, die die Ministerin unterwegs bekommen hatte. Sie musste die Hände frei behalten, um so vielen wie möglich die Hand zu schütteln. Es sah aus wie der Tross der Tour de France mitten in der Hauptgeschäftsstraße. Das von den Abgeordneten zusammengestellte Dossier unter Bertrands Arm war schon ganz zerknittert. Eine farbige politische Karte des Gebiets, jüngste sozio-ökonomisch-politische Fakten (Demonstrationen, Mordfälle, Unfälle, Firmenpleiten, Großprojekte), wichtige Indikatoren in Prozent (Arbeitslosigkeit, Jugendarbeitslosigkeit, staatliche Beihilfen, Migrantenanteil), Dateikarten des Verfassungsschutzes über die Meinungsführer der Region, Schlüsseldaten der Lederbranche, Rede vor der Handelskammer. Dort, wo die Ministerin ihre Erklärung abgegeben hatte, kam es unter den einheimischen Amts-

trägern zu einem regelrechten Handgemenge. Der Streitgegenstand war vollkommen unerheblich, außer für diese Leute. In der Präfektur gab es für dergleichen Anlässe offenbar unbegrenzt Zeit und Geld.

Wütend blieb Bertrand vor einem Geschäft mit tibetischer Kunst stehen. Ewas rechts der Mitte der Schaufensterauslage war ein kleines Schild in Augenhöhe angebracht:

*Zu den Kindern emporklimmen heißt sich auf die Zehenspitzen stellen.**

Bertrand las den Satz noch einmal. Da er ihn nicht verstand, schrieb er ihn zusammen mit dem Namen des Autors auf, Janusz Korczak, ein polnischer Schriftsteller und Kinderarzt, von dem er noch nie etwas gehört hatte. Bertrand hatte immer zu den Erwachsenen wie zu Riesen hochgeschaut. Und er, was für ein Vater war er?

Wie durch einen raschen Schnitt mit dem Skalpell tat sich plötzlich ein tiefer Spalt auf. Darunter Abgründe. Der Pulk war verschwunden. Die Arme voller blödsinniger Geschenke, stand Bertrand wie angewurzelt vor einem Gebäude, das ihm auf einmal ganz vertraut vorkam. Bei anstehenden Wahlen, sozialen Konflikten und Stürmen streift er kreuz und quer durch Frankreich. Die Städte ziehen an ihm vorüber, eine wie die andere. Völlig beherrscht von seinen Zahlen, den schweren Schlägen, die er einzustecken oder auszuteilen hat, gibt er nicht darauf acht. Es ist eine Szenerie im Hintergrund, bestehend aus Blaulichtern, ausgestorbenen Straßen, Fabriken, die dichtmachen, Tuc-Crackern und Landwein. Abgeordnete, Handelskammern, Präfekturen, Gewerkschafter gleichen einander. Ein Abstecher in die Provinz verleiht neuen Schwung, um die nächste Aktion zu planen. In Bertrand häufen sich die Orte

---

* Aus Janusz Korczak: *Wenn ich wieder klein bin und andere Geschichten von Kindern*, 1973

an und verschmelzen zu einem einzigen: einer herausgeputzten Provinz, falls es ein Wochenende ist. Achtlos dem Tross der Ministerin folgend, hatte er gar nicht wahrgenommen, wo er entlangging, und landete so vor dem Prisunic seiner Kindheit. Ehemals war er Mittelpunkt der Stadt gewesen, jetzt befand sich hier eine H&M-Filiale. Bertrand fühlte sich in hohem Maße austauschbar. Verletzlich, unnütz. Ein X-Beliebiger, behangen mit Nougat und Spargel. Die Clocharde – damals sagte man noch nicht Obdachlose –, die die Kinder mit ihrem Stock schlug, war mittlerweile wohl gestorben.

Auf der Rückfahrt im Zug stellte er die neuesten Nachrichten über die Eurokrise zusammen (der Spread, **die unterschiedlichen Zinssätze Deutschlands und Frankreichs**, die neuesten Zahlen von der Verschuldung Italiens, der anhaltende Aufschwung des Nationalismus in Europa) und informierte dann seine Ministerin. Frankreich koppelt sich ab und zieht Europa mit nach unten. Es glaubt noch immer reich zu sein. Die Regierung ist in Bedrängnis und weiß nicht, wie sie mit diesen extremen Entwicklungen umgehen soll. Bertrand sagt eine Telefonkonferenz mit den Sherpas der Finanzminister der Eurogruppe ab. An diesem Tag hat Bertrand zum ersten Mal nicht die Kraft, zu lügen und die üblichen Geschütze aufzufahren: Die Zahlen der Wirtschaft seien gut, die Reformen im Land zahlten sich aus, man solle den Zeitungen keinen Glauben schenken. Er atmet schwer, verspürt Übelkeit. Wozu das alles? Um sich die Arbeit dieser Fettwänste von Provinzabgeordneten mit ihrem in den Hosengürtel gequetschten Schlips aufzuhalsen?

Im letzten Studienjahr hatte er für seinen Bericht über die Besteuerung der Finanzströme den Hochschulpreis für die beste wissenschaftliche Arbeit bekommen. Als er nach seinem Auslandsmilitärdienst aus New York zurückkehrte,

hatte ihn die Rothschild-Bank eingestellt, weil sie an seinen Überlegungen interessiert war. Obwohl schon ein alter Hut, würde die Idee von der Transaktionssteuer immer wieder auftauchen und die Debatte in Gang halten. Mit seinem Eintritt in die Regierung Jospin im Jahr 2000 hatte der neue Wirtschaftsminister Laurent Fabius nach dem Kernstück seines Mandats gesucht. Da sie die Ministerien seit Jahrzehnten mit Beratern versorgte, hatte Rothschild Bertrand empfohlen.

Voller Ideale, seine Abschlussarbeit unterm Arm, landete er in Bercy als Retter der Menschheit, in der Überzeugung, am großen Schicksal Frankreichs mitzuwirken. Man hatte ihn die langen Gänge entlang bis zu einem Raum mit einer Nummer geführt. Elf Quadratmeter, das gewerkschaftliche Minimum für eine sitzende Person. Bertrand wollte seinem Land dienen. Auf seinem Schreibtisch aus Akazienimitat hatte die Verwaltung die Waffen postiert, die ihm zur Verfügung standen: ein Heft, drei Kugelschreiber, ein leerer Ordner, ein Lineal, zwei Stabilos, eine Schere, ein alter Computer ohne Internetanschluss, die Vorschriften im Brandfall. Im Zimmer roch es nach den Ausdünstungen seines Vorgängers. Bertrand hatte seine Abschlussarbeit in dem leeren Standardbüroschrank verstaut. Er wurde Referent in der Abteilung für Finanzdienstleistungen. Die Fenster waren versiegelt. Keine Chance, sich frischen Wind zu verschaffen oder sich hinauszustürzen.

Während dieser fünfzehn Jahre hat Bertrand auf die für ihn nützlichen Personen gesetzt, die richtigen Steigbügelhalter ausgemacht. Entsprechend den wechselnden politischen Umständen tauschte er seine Montur, seine Marotten, seinen Minister aus. Er hat gelernt, Kröten zu schlucken, sich mit den Leuten von der ENA gutzustellen, in Halbsätzen zu sprechen, sich hinter Abkürzungen zu verstecken, beim

Drei-Banden-Billard zu glänzen, sich nicht mehr im Spiegel zu betrachten. In den Korridoren von Bercy zu manövrieren, den Spielchen der staatlichen Organe (ENA, Ecole Polytechnique, Finanzinspektion, Oberstes Verwaltungsgericht und Justizministerium sowie Rechnungshof) standzuhalten, hat ihn völlig in Anspruch genommen. Weil er sich in die Technik flüchtete, akzeptierte, herabgestuft und aufs Abstellgleis geschoben zu werden, hat er die Zeit, als die Rechten an der Macht waren, überstanden. Bertrand hat sich bis an die Spitze der französischen Technokratie, bis aufs oberste Deck des »Dampfers« mit Blick auf die Seine gehievt und darüber die Seinen und sich selbst vergessen. Dort oben empfängt er alles, was das Land an Gewerkschaften, Vereinen, Verbänden und Lobbys aufzuweisen hat, die sich an ihre Einkünfte und Besitzstände klammern. Er will niemanden verärgern, will Zeit gewinnen. Er redet in Andeutungen, mit Auslassungen, gibt sich die allergrößte Mühe, nichts zu versprechen und nichts abzulehnen. Er verwaltet die Erwartungen, die er mit der Realität verwechselt. Er vertritt das Land bei allen Wirtschaftsdebatten, speist mit Obamas Beratern. Als Mensch schrumpft er mehr und mehr zusammen, überrollt von einer dreifachen Dampfwalze: Karriere, Ehe, Hauptstadt. Das überteuerte »Pariser Leben«.

Bei ihm hat alles etwas Unzeitgemäßes: der Schnitt seines Anzugs, die Gesichtsfarbe, die Beziehung zu der einzigen Frau, die er je geliebt hat, Clara. Von Weitem ist alles in Ordnung, unter Kontrolle, blitzsauber, dabei ist er noch keine vierzig. Er verfasst Hausmitteilungen wie am Fließband, die selten gelesen werden. Sein soziales Leben dient dazu, dass sein Netz Früchte trägt. Cocktailempfänge, Beratungen, Indiskretionen im *Canard enchaîné** – er stellt

* französische Satirezeitung

die Illusion der Macht zur Schau. Er achtet darauf, zu offiziellen Essen verspätet einzutreffen, brüstet sich mit seiner Rolle des Technokraten, der bei den Mächtigen gut angesehen ist, bauscht Gerüchte über sie auf. In Bercy ist er nichts weiter als die Stimme seiner Herren: der Ministerin, des Präsidenten, der Banker, der Lobbyisten, von Brüssel und den Regionen, in zufälliger Reihenfolge. Stets auf seinem Posten und immer zuverlässig, repräsentiert er die Welt des Davor. Die des Dogmas vom unendlichen Wachstum, von unbegrenzten Ressourcen, von unantastbaren Eliten und gefügigen Massen. Die alte Ordnung und den ehrwürdigen Staat: eine Welt in Auflösung.